



Leseprobe

Donna Tartt

Der kleine Freund Roman

»Das Warten hat sich gelohnt. Gewaltig!«
Madame

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 784

Erscheinungstermin: 16. Oktober 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Buch

Dunkle Wolken kündigen an einem Frühlingsabend ein Gewitter an, doch bei der Familie Cleve herrscht rege Betriebsamkeit. Es ist Muttertag, und alle haben sich zum traditionellen Festessen versammelt: Da ist Charlotte, die Mutter des neunjährigen Robin, der kleinen Allison und der erst wenige Monate alten Harriet, und da sind Charlottes Mutter Edie sowie ihre drei Schwestern. Während die Frauen letzte Vorbereitungen für das Essen treffen, zucken bereits erste Blitze am Himmel, und plötzlich überkommt Charlotte eine dumpfe Ahnung drohenden Unheils. Als ein gelender Schrei die Luft zerreißt, weiß sie, dass tatsächlich etwas Schreckliches geschehen ist: Eine Nachbarin hat Robin entdeckt – erhängt an einem Baum. Die mysteriösen Umstände von Robins Tod werden nie ganz aufgeklärt, der Mörder wird nie gefasst. So wächst Harriet heran, ohne ihren Bruder je gekannt zu haben, und ihre bohrenden Fragen nach seinem grausamen Schicksal werden in der Familie nur mit beharrlichem Schweigen beantwortet. Doch Harriet hat ihren eigenen Kopf, und als sie zwölf Jahre alt ist, macht sie sich auf die Suche nach dem Mörder ihres Bruders ...

Weitere Informationen zu Donna Tartt
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Donna Tartt

DER KLEINE FREUND

Roman

Ins Deutsche übertragen von
Rainer Schmidt

GOLDMANN

»Gleichwohl ist ... die geringste Erkenntnis, die wir von diesen höchsten Wahrheiten erreichen können, wertvoller und unserer Sehnsucht würdiger als die sicherste Erkenntnis der geringfügigen irdischen Dinge.«

THOMAS VON AQUIN
SUMMA THEOLOGICA I, 1,5 AD 1

Meine Damen und Herren, ich bin nunmehr mit einer Handschelle gefesselt, an deren Herstellung ein britischer Mechaniker fünf Jahre gearbeitet hat. Ich weiß nicht, ob ich mich daraus befreien werde oder nicht, aber ich kann Ihnen versichern, dass ich mein Bestes tun werde.

HARRY HOUDINI, LONDON HIPPODROME,
SAINT PATRICK'S DAY 1904

PROLOG

Für den Rest ihres Lebens würde Charlotte Cleve sich die Schuld am Tod ihres Sohnes geben, weil sie entschieden hatte, das Muttertagsessen abends um sechs stattfinden zu lassen und nicht mittags nach der Kirche, wie es bei den Cleves sonst üblich war. Die älteren Cleves hatten ihren Unmut über diese Planung zum Ausdruck gebracht, und wenn dies auch hauptsächlich auf ihren prinzipiellen Argwohn gegen jegliche Art von Neuerung zurückzuführen war, ahnte Charlotte, dass sie auf das unterschwellige Murren hätte hören sollen – als eine zarte, aber ominöse Warnung vor dem, was geschehen würde, eine Warnung, die einem zwar selbst rückblickend noch reichlich undeutlich erscheint, die aber vielleicht so gut war wie jede andere, auf die wir in diesem Leben hoffen dürfen.

Sosehr die Cleves das Erzählen liebten und sich gegenseitig sogar die geringfügigeren Ereignisse ihrer Familiengeschichte wiederholt schilderten – Wort für Wort, mit ausgefeilten stilistischen und rhetorisch wirksamen Pausen, ganze Sterbeszenen oder auch hundert Jahre zuvor gemachte Heiratsanträge –, die Ereignisse dieses schrecklichen Muttertags wurden doch niemals erörtert. Niemals, nicht einmal in unbeobachteten Zweiergruppen, zusammengeführt durch eine lange Autofahrt oder durch geteilte Schlaflosigkeit in nächtlichen Küchen, und das war ungewöhnlich, denn mit Hilfe dieser familiären Erörterungen machten die Cleves sich einen Reim auf die Welt. Noch die grausamsten und willkürlichsten Katastrophen – der Feuertod, der einen von Charlottes Cousins im Säuglingsalter ereilt hatte, oder der Jagdunfall, bei dem Charlottes Onkel zu Tode gekommen war, als sie noch zur höheren Schule ging – wurden ständig bei ihnen durchgespielt, und die sanfte Stimme ihrer Großmutter und die strenge ihrer Mutter verschmolzen harmonisch mit dem Bariton ihres Großvaters

und dem Geschnatter der Tanten. Bestimmte Ausschmückungen, improvisiert von wagemutigen Solisten, wurden eifrig aufgenommen und vom Chor ausgearbeitet, bis sie schließlich mit vereinten Kräften bei einem einzigen Lied angelangt waren, einem Lied, das dann auswendig gelernt und von der ganzen Gesellschaft wieder und wieder gesungen wurde, und nach und nach höhlte es die Erinnerung aus und nahm den Platz der Wahrheit ein: Der zornige Feuerwehrmann, gescheitert in seinen Bemühungen, den winzigen Leichnam wiederzubeleben, vollzog die süße Wandlung zum weinenden Feuerwehrmann. Der trübselige Hühnerhund, den der Tod seines Herrn für mehrere Wochen in Verwirrung stürzte, gestaltete sich zur kummervollen Queenie der Familienlegende, die ihren Geliebten unermüdlich im ganzen Hause suchte und nachts untröstlich in ihrem Zwinger heulte und die in freudiger Begrüßung bellte, wenn der liebe Geist durch den Garten herankam, ein Geist, den nur sie selbst wahrnehmen konnte. »Hunde können Dinge sehen, die wir nicht sehen können«, intonierte Charlottes Tante Tat stets aufs Stichwort an der entsprechenden Stelle der Geschichte; sie hatte eine mystische Ader, und der Geist war eine von ihr eingeführte Neuerung.

Aber Robin: ihr lieber kleiner Robs. Mehr als zehn Jahre später war sein Tod noch immer eine Qual; da gab es kein Detail zu beschönigen, und keiner der narrativen Kunstgriffe, die den Cleves zu Gebote standen, konnte das Grauensvolle daran beheben oder umwandeln. Und da diese eigenwillige Amnesie verhindert hatte, dass Robins Tod in jene gute alte Familiensprache übersetzt wurde, die selbst die bittersten Geheimnisse zu behaglicher, begreiflicher Form glättete, war die Erinnerung an die Ereignisse jenes Tages von chaotischer, fragmentierter Beschaffenheit – gleißende Spiegelscherben eines Albtraums, die aufblitzten beim Duft der Glyzine, beim Knarren einer Wäscheleine oder wenn das Licht eines Frühlingstags einen bestimmten Gewitterton annahm.

Manchmal erschienen diese eindringlich aufstrahlenden Erinnerungen wie die Bruchstücke eines bösen Traums – als wäre das

alles nie geschehen. Und doch schien es in vielfacher Hinsicht das einzig Wirkliche zu sein, das in Charlottes Leben je geschehen war.

Die einzige Erzählweise, die sie diesem Gewirr von Bildern überstülpen konnte, war die Überlieferung des Rituals, das seit ihren Kindertagen unverändert war: der fest gefügte Rahmen des Familientreffens. Aber selbst das war wenig hilfreich: Gebräuche waren in jenem Jahr missachtet, Hausregeln ignoriert worden. Rückblickend verschmolz alles zu einem Wegweiser, der in Richtung Katastrophe deutete. Das Essen hatte nicht wie sonst im Hause ihres Großvaters stattgefunden, sondern bei ihr. Die Ansteckbouquets waren aus Cymbidiumorchideen gewesen, nicht aus den üblichen Rosenknospen. Hühnerkroketten – die alle gern aßen, die Ida Rhew immer gelangen, die man bei den Cleves zu Geburtstagen und an Heiligabend reichte – hatte es jedoch noch nie am Muttertag gegeben; da hatte es, soweit sich irgendjemand erinnern konnte, überhaupt nie etwas anderes gegeben als Zuckereisen, Maispudding und Schinken.

Ein stürmischer, leuchtender Frühlingsabend, tief hängende, verwischte Wolken und goldenes Licht, der Rasen übersät von Löwenzahn und Wiesenblumen. Die Luft roch frisch und straff nach Regen. Lachen und Geplauder im Haus, und einen Augenblick lang erhob sich die quengelnde Stimme von Charlottes alter Tante Libby hoch und klagend über die andern: »Aber ich habe so etwas noch nie getan, Adelaide, noch nie im Leben habe ich so etwas getan!« Der ganzen Familie Cleve machte es Spaß, Tante Libby aufzuziehen. Sie war eine Jungfer und hatte Angst vor allem, vor Hunden und Gewittern und Früchtebrot mit Rum, vor Bienen, Negern und der Polizei. Ein kräftiger Wind zerrte an der Wäscheleine und wehte auf dem Brachgrundstück auf der anderen Straßenseite das hohe Unkraut flach. Die Fliegentür flog zu. Robin kam herausgerannt, quiekend vor Lachen über einen Witz, den seine Großmutter ihm erzählt hatte (Warum ist der Brief feucht? Weil die Frankiermaschine leckt.), und sprang immer zwei Stufen auf einmal herunter.

Es hätte zumindest jemand draußen sein müssen, der auf das Baby aufpasste. Harriet war damals noch nicht einmal ein Jahr alt, ein schweres, ernstes Baby mit schwarzem Schopf, das niemals weinte. Sie war draußen auf dem Weg vor dem Haus, festgeschnallt in ihrer tragbaren Schaukel, die vor- und zurückwippte, wenn man sie aufzog. Ihre Schwester Allison, vier Jahre alt, spielte auf den Stufen still mit Weenie, Robins Katze. Anders als Robin, der in diesem Alter unaufhörlich und ausgelassen mit seinem rauhen Stimmchen geschwätzt und sich vor lauter Vergnügen über seine eigenen Witze auf dem Boden gekugelt hatte, war Allison scheu und ängstlich und weinte, wenn jemand ihr das ABC beibringen wollte; und die Großmutter der Kinder (die auf dieses Verhalten mit Ungeduld reagierte) kümmerte sich kaum um sie.

Tante Tat war schon früh draußen gewesen und hatte mit dem Baby gespielt. Charlotte selbst, die zwischen Küche und Esszimmer hin- und herrannte, hatte ein-, zweimal den Kopf hinausgestreckt – aber sie hatte nicht genau Acht gegeben, weil Ida Rhew, die Haushälterin (die beschlossen hatte, ihre montägliche Wäsche schon jetzt in Angriff zu nehmen), immer wieder im Garten erschien, um Kleider auf die Leine zu hängen. Charlotte war deshalb zu Unrecht beruhigt gewesen, denn an ihrem normalen Waschtage – montags – war Ida immer in Hörweite, ob im Garten oder bei der Waschmaschine auf der hinteren Veranda, und so konnte man selbst die Kleinsten gefahrlos draußen allein lassen. Aber Ida war an diesem Tag gehetzt, verhängnisvoll gehetzt, denn sie hatte die Gäste zu versorgen und nicht nur das Baby, sondern auch den Herd im Auge zu behalten. So war sie miserabler Laune, weil sie normalerweise sonntags um eins nach Hause kam, und jetzt musste nicht nur ihr Mann, Charley T., selbst für sein Essen sorgen, sondern sie, Ida Rhew, versäumte auch noch die Kirche. Sie hatte darauf bestanden, das Radio in die Küche zu stellen, damit sie wenigstens die Gospelshow aus Clarksdale hören konnte. Mürisch wurschtelte sie in ihrem schwarzen Dienstenkleid mit der weißen Schürze in der Küche herum, die Lautstärke ihrer Evan-

geliumssendung bockig laut gestellt, und goss Eistee in hohe Gläser, während die sauberen Hemden draußen auf der Wäscheleine sich drehten und um sich schlugen und in ihrer Verzweiflung vor dem kommenden Regen die Arme hochrissen.

Robins Großmutter war auch irgendwann auf der Veranda gewesen; so viel stand fest, denn sie hatte ein Foto gemacht. Es gab nicht viele Männer in der Familie Cleve, und handfeste, maskuline Tätigkeiten – Bäume beschneiden, Reparaturen im Haushalt vornehmen, die Älteren zum Einkaufen und in die Kirche fahren – waren größtenteils ihr zugefallen. Sie erledigte das alles fröhlich und mit einem forschenden Selbstbewusstsein, zum Erstaunen ihrer schüchternen Schwestern. Von ihnen konnte keine auch nur Auto fahren, und die arme Tante Libby hatte solche Angst vor Geräten und mechanischen Apparaten jeglicher Art, dass sie schon bei der Aussicht darauf, eine Gasheizung anzuzünden oder eine Glühbirne zu wechseln, in Tränen ausbrach. Sie waren zwar fasziniert von der Kamera, aber auch auf der Hut vor ihr, und sie bewunderten den unbekümmerten Wagemut ihrer Schwester im Umgang mit diesem männlichen Instrument, das Laden und Zielen und Abdrücken erforderte wie eine Pistole. »Seht euch Edith an«, sagten sie dann, wenn sie sahen, wie sie den Film zurückspulte oder mit fachmännischer Geschwindigkeit die Schärfe einstellte. »Es gibt nichts, was Edith nicht kann.«

Es war eine Familienweisheit, dass Edith bei aller Brillanz auf vielfältigen Fachgebieten keine besonders glückliche Hand mit Kindern hatte. Sie war stolz und ungeduldig, und ihre Art ließ wenig Platz für Herzlichkeit. Charlotte, ihr einziges Kind, lief immer zu ihren Tanten (vorzugsweise zu Tante Libby), wenn sie Trost, Zuneigung und Bestätigung brauchte. Harriet, das Baby, hatte noch kaum erkennen lassen, dass sie irgendjemanden bevorzugte, aber Allison graute es vor den energischen Versuchen ihrer Großmutter, sie zur Aufgabe ihrer Schweigsamkeit anzustacheln, und sie weinte, wenn sie bei ihr bleiben musste. Aber, oh, wie hatte Charlottes Mutter den kleinen Robin geliebt, und wie

hatte er ihre Liebe erwidert. Sie – eine würdevolle Dame mittleren Alters – spielte mit ihm im Vorgarten Fangen, sie fing Schlangen und Spinnen in ihrem Garten und gab sie ihm zum Spielen, und sie brachte ihm lustige Lieder bei, die sie als Krankenschwester im Zweiten Weltkrieg von den Soldaten gelernt hatte.

EdieEdieEdieEdieEdie! Sogar ihr Vater und ihre Schwestern nannten sie Edith, aber Edie war der Name, den er ihr gegeben hatte, als er gerade hatte sprechen können und kreischend vor Vergnügen wie toll auf dem Rasen umhergerannt war. Einmal, als Robin ungefähr vier war, hatte er sie ganz ernst *altes Mädchen* genannt. »Armes altes Mädchen«, hatte er gesagt, gravitatisch wie eine Eule, und ihr dabei mit seiner kleinen, sommersprossigen Hand die Stirn getätschelt. Charlotte wäre es nicht im Traum eingefallen, mit ihrer schneidigen, geschäftsmäßigen Mutter so vertraulich umzugehen, schon gar nicht, wenn sie mit Kopfschmerzen im Schlafzimmer lag; aber die Sache hatte Edie sehr erheitert, und inzwischen war es eine ihrer Lieblingsgeschichten. Ihr Haar war grau, als er zur Welt kam, aber als sie jünger war, war es leuchtend kupferrot gewesen, genau wie Robins. *Für Robin Rotkehlchen* schrieb sie auf die Schildchen an seinen Geburtstags- und Weihnachtsgeschenken oder *Für meinen roten Robin. In Liebe von deinem armen alten Mädchen.*

EdieEdieEdieEdieEdie! Er war jetzt neun, aber seine traditionelle Begrüßung, sein Liebeslied an sie, war zu einem Scherzwort in der Familie geworden, und er sang es quer durch den Garten, wie er es immer tat, als sie an jenem Nachmittag, an dem sie ihn zum letzten Mal sah, auf die Veranda herauskam.

»Komm und gib dem alten Mädchen einen Kuss«, rief sie. Für gewöhnlich ließ er sich gern fotografieren, aber manchmal war er scheu – dann kam nichts als ein verwischter Rotschopf, spitze Ellenbogen und Knie auf hastiger Flucht dabei heraus –, und als er jetzt die Kamera an Edies Hals sah, nahm er Reißaus und bekam vor Lachen einen Schluckauf.

»Komm zurück, du Schlingel!«, rief sie, und dann hob sie spon-

tan die Kamera und drückte trotzdem auf den Auslöser. Es war das letzte Bild, das sie von ihm hatten. Verschwommen. Eine flache grüne Fläche, leicht schräg, mit einem weißen Geländer und dem wogenden Glanz eines Gardenienbusches scharf im Vordergrund, am Rande der Veranda. Ein düsterer, gewitterfeuchter Himmel, ineinander verfließendes Indigo und Schiefergrau, wallende Wolken, umstrahlt von Zacken aus Licht. In der Ecke des Bildes rannte Robin, ein verwischter Schatten mit dem Rücken zum Betrachter, über den nebligen Rasen hinaus und seinem Tod entgegen, der – beinahe sichtbar – dastand und ihn erwartete, an dem dunklen Fleck unter dem Tupelobaum.

Tage später, als sie im verdunkelten Zimmer lag, war im Nebel der Tabletten ein Gedanke durch Charlottes Kopf gehuscht. Immer wenn Robin irgendwo hinging – zur Schule, zu einem Freund, zu Tante Edie, um den Nachmittag bei ihr zu verbringen –, war es ihm sehr wichtig gewesen, auf Wiedersehen zu sagen, und zwar auf zärtliche und häufig ausgedehnte und zeremonielle Art und Weise. Sie hatte tausend Erinnerungen an kleine Zettel, die er geschrieben hatte, an Kuschhände aus Fenstern, an seine kleine Hand, die vom Rücksitz eines abfahrenden Wagens auf und ab flatterte: *Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!* Als Baby hatte er sehr viel eher *bye-bye* als *hello* sagen können, und er hatte die Leute damit begrüßt und sich von ihnen verabschiedet. Charlotte kam es besonders grausam vor, dass es diesmal kein Aufwiedersehen gegeben hatte. Sie war so außer sich gewesen, dass sie sich nicht mehr klar an ihren letzten Wortwechsel mit Robin entsinnen konnte, ja, nicht einmal daran, wann sie ihn das letzte Mal gesehen hatte, während sie doch etwas Konkretes brauchte, irgendeine kleine, unwiderrufliche Erinnerung, die die Hand in ihre schieben und sie begleiten konnte, wenn sie jetzt blind durch diese jäh entstandene Wüste des Daseins stolperte, die sich vom gegenwärtigen Augenblick bis zum Ende ihres Lebens vor ihr ausdehnte. Halb von Sinnen vor Trauer und Schlaflosigkeit, hatte sie unentwegt mit

Libby geplappert (Tante Libby war es gewesen, die sie über diese Zeit hinweggebracht hatte, Libby mit ihren kühlen Tüchern und ihrem Lavendelöl, Libby, die Nacht um Nacht mit ihr wach geliebt war, Libby, die nie von ihrer Seite gewichen war, Libby, die sie gerettet hatte), denn weder ihr Ehemann noch sonst jemand hatte ihr auch nur den fadenscheinigsten Trost spenden können, und auch wenn ihre eigene Mutter (die auf Außenstehende den Eindruck machte, sie »verkräufte die Sache gut«) sich in ihren Gewohnheiten und ihrer Erscheinung nicht veränderte und weiter tapfer ihren täglichen Pflichten nachging, würde sie doch nie wieder so sein wie früher. Der Schmerz hatte sie versteinert, und es war schrecklich mitanzusehen. »Raus aus dem Bett, Charlotte!«, blaffte sie und stieß die Fensterläden auf. »Hier, trink eine Tasse Kaffee, bürste dir das Haar, du kannst nicht ewig so herumliegen.« Und sogar die unschuldige alte Libby erschauerte manchmal vor der gleißenden Kälte in Edies Blick, wenn sie sich vom Fenster abwandte und ihre Tochter anschaute, die reglos im dunklen Schlafzimmer lag: wild und erbarmungslos wie Arcturus.

»Das Leben geht weiter.« Das war einer von Edies Lieblingsätzen. Es war eine Lüge. In jenen Tagen erwachte Charlotte immer noch in einem medikamentösen Delirium, um ihren toten Sohn für die Schule zu wecken, und fünf- oder sechsmal in der Nacht schrak sie aus dem Bett hoch und rief seinen Namen. Und manchmal glaubte sie einen oder zwei Augenblicke lang, Robin sei oben und das alles nur ein böser Traum. Aber wenn ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten und sie das scheußliche, verzweifelte Durcheinander (Papiertaschentücher, Pillenfläschchen, welke Blütenblätter) auf dem Nachttisch verstreut sah, fing sie wieder an zu schluchzen – obwohl sie schon geschluchzt hatte, bis ihr die Rippen wehtaten, denn Robin war nicht oben und auch sonst an keinem Ort, von dem er je wieder zurückkommen würde.

Er hatte Spielkarten zwischen die Speichen seines Fahrrads geklemmt. Als er noch lebte, war es ihr nicht klar gewesen, aber durch dieses Knattern hatte sie sein Kommen und Gehen verfol-

gen können. Ein Kind in der Nachbarschaft hatte ein Fahrrad, das sich genauso anhörte, und immer wenn sie es in der Ferne hörte, überschlug sich ihr Herz für einen schwebenden, ungläubigen Moment von prachtvoller Grausamkeit.

Hatte er nach ihr gerufen? Der Gedanke an seine letzten Augenblicke zerstörte ihre Seele, und trotzdem konnte sie an nichts anderes denken. Wie lange? Hatte er leiden müssen? Den ganzen Tag starrte sie an die Schlafzimmerdecke, bis die Schatten darüber hinwegschlichen, und dann lag sie wach und starrte im Dunkeln auf das Schimmern des Leuchtzifferblatts.

»Du tust niemandem auf der Welt einen Gefallen, wenn du den ganzen Tag weinend im Bett liegst«, sagte Edie energisch. »Du würdest dich sehr viel besser fühlen, wenn du dich anziehen und zum Frisör gehen würdest.«

In ihren Träumen war er ausweichend und distanziert, enthielt ihr irgendetwas vor. Sie sehnte sich nach einem Wort von ihm, aber er schaute ihr nie in die Augen, sprach nie. Libby hatte ihr während der schlimmsten Tage immer wieder etwas ins Ohr gemurmelt, etwas, das sie nicht verstanden hatte. *Es war uns nie bestimmt, ihn zu haben, Darling. Er hat nicht uns gehört, und wir sollten ihn nicht behalten. Es war unser Glück, dass er überhaupt so lange bei uns war.*

Und dieser Gedanke war es, der Charlotte im Nebel der Medikamente an jenem heißen Morgen in ihrem verdunkelten Zimmer in den Sinn kam: dass Libby die Wahrheit gesagt hatte. Dass Robin, seit er ein Baby gewesen war, auf irgendeine seltsame Art sein Leben lang versucht hatte, ihr auf Wiedersehen zu sagen.

Edie war die Letzte, die ihn gesehen hatte. Danach wusste eigentlich niemand mehr etwas Genaues. Während die Familie im Wohnzimmer plauderte – die Schweigepausen wurden jetzt länger, und alle schauten sich wohligh um und warteten darauf, dass sie zu Tisch gerufen wurden –, kauerte Charlotte auf Händen und Knien vor der Anrichte im Esszimmer und wühlte nach ihren gu-

ten Leinenservietten (beim Hereinkommen hatte sie gesehen, dass der Tisch mit den baumwollenen Alltagsservietten gedeckt gewesen war; Ida behauptete – typisch –, sie habe noch nie von den andern gehört und die karierten Picknickservietten seien die einzigen, die sie habe finden können). Charlotte hatte die guten eben gefunden und wollte Ida rufen (*Siehst du? Sie waren genau da, wo ich es gesagt habe.*), als sie plötzlich das sichere Gefühl hatte, dass etwas nicht stimmte.

Das Baby. Dem Baby galt ihr erster Gedanke. Sie sprang auf, ließ die Servietten auf den Teppich fallen und rannte hinaus auf die Veranda.

Aber Harriet fehlte nichts. Sie saß immer noch angeschnallt in ihrer Wippe und starrte ihre Mutter mit großen, ernsten Augen an. Allison saß auf dem Gehweg und hatte den Daumen im Mund. Sie wiegte sich – offenbar unversehrt – vor und zurück und gab ein wespenartiges Summen von sich, aber Charlotte sah, dass sie geweint hatte.

Was ist los?, fragte sie. Hast du dir wehgetan?

Aber Allison schüttelte den Kopf, ohne den Daumen aus dem Mund zu nehmen.

Aus dem Augenwinkel sah Harriet am Rande des Gartens eine Bewegung aufblitzen – Robin? Doch als sie aufblickte, war dort niemand zu sehen.

Bist du sicher?, fragte Charlotte. Hat das Kätzchen dich gekratzt?

Allison schüttelte den Kopf: nein. Charlotte kniete nieder und untersuchte sie rasch: keine Beulen, keine Schrammen. Die Katze war verschwunden.

Immer noch voller Unbehagen gab Charlotte ihr einen Kuss auf die Stirn und führte sie ins Haus (»Willst du nicht in die Küche gehen und sehen, was Ida macht?«), und dann ging sie wieder hinaus, um nach dem Baby zu sehen. Sie hatte diese traumartig aufblitzende Panik schon öfter gespürt, meistens mitten in der Nacht, und immer wenn ein Kind weniger als sechs Monate alt gewesen

war; dann war sie aus tiefem Schlaf hochgeschossen und zum Kinderbett geeilt. Aber Allison fehlte nichts, und das Baby war wohl auf ... Sie ging ins Wohnzimmer und deponierte Harriet bei ihrer Tante Adelaide, hob die Servietten vom Esszimmerteppich auf und wanderte – immer noch halb schlafwandelnd, sie wusste nicht, warum – in die Küche, um das Aprikosenglas für das Baby zu holen.

Ihr Mann Dix hatte gesagt, dass man mit dem Essen nicht auf ihn warten sollte. Er war auf der Entenjagd. Das war gut und schön. Wenn Dix nicht in der Bank war, war er meistens auf der Jagd oder drüben im Haus seiner Mutter. Sie stieß die Küchentür auf und schob einen Schemel vor den Schrank, um das Glas für das Baby herauszuholen. Ida Rhew stand gebückt vor dem Herd und zog ein Blech mit Brötchen heraus. *Gott*, sang eine brüchige Negerstimme aus dem Transistorradio, *Gott ändert sich nie*.

Die Gospelsendung. Diese Gospelsendung war etwas, das Charlotte quälte, auch wenn sie nie jemandem davon erzählt hatte. Wenn Ida diesen Krach nicht so laut aufgedreht hätte, dann hätten sie vielleicht hören können, was im Garten vor sich ging, hätten vielleicht merken können, dass etwas nicht stimmte. Andererseits (nachts warf sie sich im Bett hin und her und versuchte ruhelos, die Ereignisse bis zu einer ersten Ursache zurückzuverfolgen) war sie es gewesen, die die fromme Ida gezwungen hatte, überhaupt am Sonntag zu arbeiten. *Gedenke des Sabbattages, dass du ihn heiligest*. Der Jahwe des Alten Testaments hatte Menschen immer wieder für sehr viel weniger zerschmettert.

Diese Brötchen sind fast fertig, sagte Ida Rhew und beugte sich wieder vor dem Herd.

Ida, die übernehme ich schon. Ich glaube, es gibt Regen. Hol doch die Wäsche herein, und rufe Robin zum Essen.

Als Ida steif mit einer Armladung weißer Hemden ächzend zurückkam, sagte sie mürrisch: Er kommt nicht.

Sag ihm, er soll auf der Stelle herkommen.

Ich weiß nicht, wo er ist. Hab ihn ein halbes Dutzend Mal gerufen.

Vielleicht ist er über die Straße gelaufen.

Ida warf die Hemden in den Bügelkorb. Die Fliegentür knallte. *Robin*, hörte Charlotte sie schreien. *Komm her jetzt, oder es setzt was.*

Und dann noch einmal: *Robin!*

Aber Robin kam nicht.

Ach, um Himmels willen, sagte Charlotte, und sie trocknete sich die Hände an einem Küchenhandtuch ab und ging hinaus.

Draußen wurde ihr – mit leisem Unbehagen, das mehr Ärger war als irgendetwas anderes – klar, dass sie keine Ahnung hatte, wo sie suchen sollte. Sein Fahrrad lehnte an der Veranda. Er wusste, dass er so kurz vor dem Abendessen nicht mehr weggehen durfte, schon gar nicht, wenn sie Besuch hatten.

Robin!, rief sie. Ob er sich versteckt hatte? In der Nachbarschaft wohnten keine Kinder in seinem Alter; zwar kamen ab und zu verwahrloste Kinder, schwarze wie weiße, vom Fluss herauf zu den breiten, von Eichen überschatteten Gehwegen der George Street, aber jetzt war keins von ihnen zu sehen. Ida hatte ihm verboten, mit ihnen zu spielen, aber manchmal tat er es trotzdem. Die Kleinsten waren zum Erbarmen mit ihren verkrusteten Knien und schmutzigen Füßen; Ida Rhew verscheuchte sie schroff aus dem Garten, aber Charlotte gab ihnen, wenn sie sich mild gestimmt fühlte, mitunter einen Vierteldollar oder ein Glas Limonade. Wenn sie hingegen älter wurden – dreizehn oder vierzehn –, war sie froh, wenn sie sich ins Haus zurückziehen und es Ida überlassen konnte, sie mit all ihrem Ingrimms zu verjagen. Sie schossen mit Luftgewehren auf Hunde, stahlen Sachen von den Veranden der Leute, benutzten eine unflätige Sprache und streunten bis spät nachts durch die Straßen.

Ida sagte: Ein paar von den verkommenen kleinen Jungs sind vorhin die Straße runtergelaufen.

Wenn Ida »verkommen« sagte, meinte sie »weiß«. Ida hasste die armen weißen Kinder und gab ihnen mit unbeirrbar einseitigem Zorn die Schuld an sämtlichen Gartenmissgeschicken, selbst

an denen, für die sie nach Charlottes Ansicht unmöglich verantwortlich sein konnten.

War Robin bei ihnen?, fragte Charlotte.

Nein.

Wo sind sie jetzt?

Hab sie verjagt.

In welche Richtung?

Runter, Richtung Depot.

Die alte Mrs. Fountain von nebenan in ihrer weißen Strickjacke und mit der Schmetterlingsbrille war in ihren Vorgarten gekommen, um zu sehen, was los war, begleitet von ihrem hinfälligen Pudel Mickey. Die beiden sahen sich auf komische Weise ähnlich: spitze Nase, starre graue Löckchen, misstrauisch vorgeschobenes Kinn.

Na, rief sie fröhlich, feiert ihr 'ne große Party da drüben?

Nur die Familie, rief Charlotte zurück und suchte den dunkler werdenden Horizont jenseits der Natchez Street ab, wo die Bahngleise sich flach in die Ferne erstreckten. Sie hätte Mrs. Fountain zum Essen einladen sollen. Mrs. Fountain war Witwe, und ihr einziges Kind war im Koreakrieg gefallen, aber sie war eine Nörglerin und eine böartige Klatschbase. Mr. Fountain, Inhaber einer Textilreinigung, war früh gestorben, und die Leute behaupteten scherzhaft, sie habe ihn unter die Erde geredet.

Was ist los?, fragte Mrs. Fountain.

Sie haben Robin nicht gesehen, oder?

Nein. Ich war den ganzen Nachmittag oben und habe den Speicher ausgeräumt. Ich weiß, ich sehe furchtbar aus. Sehen Sie den ganzen Plunder, den ich herausgeschleppt habe? Ich weiß schon, dass die Müllabfuhr erst am Dienstag kommt, und es ist mir unangenehm, das ganze Zeug einfach so auf der Straße zu lassen, aber ich weiß nicht, was ich sonst machen soll. Wo ist Robin denn hingelaufen? Können Sie ihn nicht finden?

Er ist sicher nicht weit, sagte Charlotte und trat auf den Gehweg hinaus, um die Straße hinunterzuspähen. Aber es ist Essenszeit.

Gibt gleich ein Gewitter, sagte Ida Rhew und schaute in den Himmel.

Sie glauben doch nicht, dass er in den Fischteich gefallen ist, oder?, fragte Mrs. Fountain besorgt. Ich hab immer schon befürchtet, dass eins von diesen Kleinen da mal reinfällt.

Der Fischteich ist nicht einmal einen halben Meter tief, sagte Charlotte, aber sie machte doch kehrt und ging nach hinten in den Garten.

Edie war auf die Veranda herausgekommen. Ist was?, fragte sie.

Er ist nicht hinten, rief Ida Rhew. Ich hab schon geguckt.

Als Charlotte an der Seite des Hauses am offenen Küchenfenster vorbeiging, hörte sie immer noch Idas Gospelsendung.

*Sanft und liebevoll ruft Jesus,
Ruft nach dir und ruft nach mir,
Sieh nur, an der Himmelspforte
Wacht und wartet er auf uns ...*

Der Garten lag verlassen da. Die Tür des Werkzeugschuppens stand offen: leer. Eine faulige Schicht von grünem Schaum lag unberührt auf dem Goldfischteich. Charlotte blickte hoch, und ein Blitz zuckte wie ein zerfaserter Draht durch die schwarzen Wolken.

Mrs. Fountain sah ihn zuerst. Ihr Schrei ließ Charlotte wie angewurzelt stehen bleiben. Sie drehte sich um und rannte zurück, schnell, schnell, aber nicht schnell genug – trockener Donner grollte in der Ferne, der Gewitterhimmel tauchte alles in ein seltsames Licht, und der Boden neigte sich ihr entgegen, als sie mit den Absätzen in der schlammigen Erde versank, während immer noch irgendwo der Chor sang, und ein jäher, kräftiger Wind, kühl vom aufziehenden Regen, rauschte über ihr durch die Eichen, dass es klang wie das Schlagen riesiger Flügel, und der Rasen bäumte sich grün und gallig auf und umwogte sie wie das Meer, während sie blindlings und voller Entsetzen dorthin stürzte, wo, wie

sie wusste – denn es war alles da, alles, in Mrs. Fountains Schrei –, das Allerschlimmste sie erwartete.

Wo war Ida gewesen, als sie angekommen war? Wo Edie? Sie erinnerte sich nur an Mrs. Fountain, die eine Hand mit einem zerknüllten Kleenex fest an den Mund presste und hinter der perl-schimmernden Brille wild mit den Augen rollte, an Mrs. Fountain und den kläffenden Pudel und an das volle, unirdische Vibra-to – von irgendwoher, von nirgendwoher und von überallher zu- gleich – in Edies Schreien.

Er hing mit dem Hals an einem Strick, der über einen niedrigen Ast des schwarzen Tupelobaums geschlungen war, der an der aus- gewucherten Ligusterhecke zwischen Charlottes und Mrs. Foun- tains Haus stand, und er war tot. Die Spitzen seiner schlaffen Ten- nisschuhe baumelten zwei Handbreit über dem Gras. Die Katze, Weenie, lag bäuchlings ausgestreckt und o-beinig auf einem Ast und schlug mit einer Pfote geschickte Finten nach Robins kupfer- roten Haaren, die glänzend vom Wind zerzaust waren – das Ein- zige an ihm, das noch die richtige Farbe hatte.

Komm heim, sang der Radiochor melodiös:

*Komm heim,
du, der du müde bist, komm heim ...*

Schwarzer Rauch quoll aus dem Küchenfenster. Die Hühnerkro- ketten auf dem Herd waren angebrannt. Einst ein Lieblingsgericht der Familie, konnte sie nach jenem Tag niemand mehr anrühren.

KAPITEL 1

Die tote Katze

Zwölf Jahre nach Robin Cleves Tod wusste man darüber, wie es gekommen war, dass er in seinem eigenen Garten an einem Baum erhängt gestorben war, noch genauso wenig wie an dem Tag, als es passiert war.

Die Leute in der Stadt sprachen immer noch über seinen Tod. Meistens sagten sie »der Unfall«, auch wenn die Fakten (wie man sie auf Bridgepartys, beim Frisör, im Anglergeschäft und beim Arzt im Wartezimmer sowie im Speiseraum des Country Club erörterte) eher etwas anderes vermuten ließen. Jedenfalls war es schwer vorstellbar, wie ein Neunjähriger es schaffen sollte, sich durch einen dummen Zufall oder ein Missgeschick aufzuhängen. Alle kannten die Details, und sie gaben Anlass zu mancherlei Spekulation und Debatte. Robin war mit einem Faserkabel von nicht alltäglicher Art erhängt worden, wie es manchmal von Elektrikern benutzt wurde, und niemand hatte eine Ahnung, woher es stammte oder wie es in Robins Hände gekommen sein sollte. Das dicke Material war widerspenstig, und die Kriminalpolizei aus Memphis hatte dem (inzwischen pensionierten) Town Sheriff gesagt, ihrer Meinung nach hätte ein kleiner Junge wie Robin die Knoten nicht selbst knüpfen können. Das Kabel war auf nachlässige, amateurhafte Weise am Baum befestigt, aber ob dies auf Unerfahrenheit oder auf Hast seitens des Mörders schließen ließ, wusste niemand. Und die Male am Leichnam (sagte Robins Kinderarzt, der mit dem staatlichen Leichenbeschauer gesprochen hatte, der wiederum den Obduktionsbericht der County-Behörden gelesen hatte) deuteten darauf hin, dass Robin nicht an einem Genickbruch gestorben, sondern stranguliert worden war. Manche glaubten, er sei dort stranguliert worden, wo er gehangen hatte; andere vermuteten, er sei auf dem Boden erwürgt und erst nachträglich an den Baum gehängt worden.

In den Augen der Stadt und der Familie Robins gab es kaum Zweifel daran, dass Robin irgendeinem Verbrechen zum Opfer gefallen war. Was für einem Verbrechen aber genau oder wer es begangen hatte, das wusste niemand zu sagen. Seit den zwanziger Jahren waren zweimal Frauen aus prominenten Familien von ihren eifersüchtigen Ehemännern ermordet worden, aber das waren alte Skandale, und die Beteiligten waren längst verstorben. Und ab und zu fand sich ein toter Schwarzer in Alexandria, aber diese Morde wurden (wie die meisten Weißen eilig betonten) im Allgemeinen von anderen Negern begangen, und es ging dabei in erster Linie um Negerangelegenheiten. Ein totes Kind war da etwas anderes – Furcht erregend für alle, ob Arm oder Reich, Schwarz oder Weiß –, und niemand konnte sich vorstellen, wer so etwas getan haben sollte oder warum er es getan hatte.

In der Nachbarschaft redete man von einem geheimnisvollen Schleicher, und Jahre nach Robins Tod behaupteten immer noch Leute, sie hätten ihn gesehen. Allen Berichten zufolge war er ein Riese, aber darüber hinaus gingen die Beschreibungen auseinander. Manchmal war er schwarz, manchmal weiß, und zuweilen wies er besonders anschauliche Merkmale auf: einen fehlenden Finger, einen Klumpfuß, eine rote Narbe quer über der Wange. Es hieß, er sei ein bössartiger Handlanger, der das Kind eines texanischen Senators erwürgt und an die Schweine verfüttert habe; ein ehemaliger Rodeoclownd, der kleine Kinder mit ausgefallenen Lassotricks in den Tod locke; ein schwachsinniger Psychopath, entflohen aus der psychiatrischen Klinik in Whitfield und in elf Staaten polizeilich gesucht. Aber auch wenn die Eltern in Alexandria ihre Kinder vor ihm warnten und auch wenn man seine massige Gestalt regelmäßig zu Halloween in der Nähe der George Street umherhinken sah, blieb der Schleicher eine schemenhafte Gestalt. Nach dem Tod des kleinen Cleve hatte man jeden Tramp, jeden Landstreicher, jeden Spanner im Umkreis von hundert Meilen festgenommen und verhört, aber die Ermittlungen hatten nichts ergeben. So dachte niemand gern daran, dass ein

Mörder frei herumließ, und die Angst blieb bestehen. Vor allem befürchtete man, dass er immer noch in der Nachbarschaft herum-schlich: dass er in einem diskret geparkten Auto saß und spielen-de Kinder beobachtete.

Die Leute in der Stadt redeten über diese Dinge. Robins Familie verlor darüber nie auch nur ein Wort.

Robins Familie sprach über Robin. Sie erzählten sich Anekdoten aus seinen Babytagen, aus dem Kindergarten, aus der Baseballzeit in der Little League, all die niedlichen und lustigen und bedeutungslosen Anekdoten, an die man sich erinnerte, die er irgendwann gesagt oder getan hatte. Seine Tanten entsannen sich an Unmengen von Bagatellen: an Spielsachen, die er gehabt, an Kleider, die er getragen hatte, an Lehrer, die er geliebt oder gehasst hatte, an Spiele, die er gespielt, und an Träume, die er erzählt hatte, an Dinge, die er gemocht, sich gewünscht oder am meisten geliebt hatte. Manches davon traf zu, manches eher nicht, und vieles davon konnte niemand so genau wissen, aber wenn die Cleves sich einmal entschlossen hatten, in irgendeiner subjektiven Angelegenheit übereinzustimmen, wurde diese, automatisch und wohl unwiderruflich, zur Wahrheit, ohne dass jemandem die kollektive Alchimie bewusst war, die dies bewirkte.

Die mysteriösen, widersprüchlichen Umstände von Robins Tod gehorchten dieser Alchimie nicht. So stark die redigierenden Instinkte der Cleves auch waren, es gab doch keinen Plot, der sich den Fragmenten überstülpen ließe, keine Logik, aus der man etwas hätte ableiten können, keine Lektion, die im Rückblick zu lernen gewesen wäre, keine Moral. Robin selbst oder das, was sie von ihm in Erinnerung hatten, war alles, was sie besaßen, und die erlesene Schilderung seines Charakters – im Laufe mehrerer Jahre auf das Sorgsamste ausgeschmückt – war ihr größtes Meisterwerk. Weil er ein so einnehmender kleiner Stromer gewesen war und weil gerade seine Schrullen und Eigenheiten der Grund dafür gewesen waren, dass sie ihn alle so sehr geliebt hatten, wurde die impulsive Aufgewecktheit des lebenden Robin in ihren Rekonstruktionen

mitunter schmerzhaft klar sichtbar: Fast war es, als sause er auf seinem Fahrrad die Straße hinunter an ihnen vorbei, vorgebeugt, mit flatternden Haaren, hart und wild in die Pedale tretend, sodass das Fahrrad hin- und herwackelte – ein launisches, kapriziöses, lebhaftes Kind. Aber diese Klarheit war irreführend, sie verlieh einem größtenteils frei erfundenen Bild trügerische Glaubhaftigkeit, denn an anderen Stellen war die Geschichte offenkundig ausgehöhlt und leicht zu durchschauen, strahlend, aber seltsam konturlos, wie es das Leben von Heiligen manchmal ist.

»Wie gut hätte Robin das gefallen!«, sagten die Tanten immer liebevoll. »Wie hätte Robin gelacht!« In Wahrheit war Robin ein flatterhaftes und unbeständiges Kind gewesen, melancholisch in einzelnen Augenblicken, geradezu hysterisch in anderen, und im Leben hatte diese Unberechenbarkeit einen großen Teil seines Charmes ausgemacht. Aber seine jüngeren Schwestern, die ihn im eigentlichen Sinne nie gekannt hatten, wuchsen auf mit der völligen Gewissheit über die Lieblingsfarbe ihres toten Bruders (Rot), über sein Lieblingsbuch (»The Wind in the Willows«) und seine Lieblingsfigur darin (Mr. Toad). Sie kannten sein Lieblingseis (Schokolade) und seine Lieblings-Baseballmannschaft (die Cardinals) und tausend andere Dinge, die sie – als lebendige Kinder, die heute am liebsten Schokoladeneis essen und morgen Pfirsich-eis bevorzugen – nicht einmal genau von sich selbst hätten sagen können. Infolgedessen war die Beziehung zu ihrem toten Bruder von höchst intimer Natur; sein starkes, leuchtendes, unveränderliches Ich strahlte beständig, verglichen mit dem Wankelmut ihres eigenen Charakters und den Launen der Menschen, die sie kannten. Sie wuchsen also auf in dem Glauben, dies sei auf irgendeinen seltenen, engelsgleichen Glanz der Schöpfung in Robins Wesen zurückzuführen und keineswegs auf die Tatsache, dass er tot war.

Robins kleinere Schwestern hatten keine Ähnlichkeit mit ihrem Bruder, als sie älter wurden, und auch untereinander unterschieden sie sich sehr.

Allison war jetzt sechzehn. Aus dem mausartigen kleinen Mädchen, das leicht blaue Flecken und Sonnenbrand bekam und über fast alles in Tränen ausbrach, war ganz unerwartet die Hübsche geworden: lange Beine, rehbraunes Haar und große, samtige, rehbraune Augen. Ihr ganzer Charme lag in ihrer Unbestimmtheit. Sie sprach leise und bewegte sich schleppend, und ihre Züge waren verschwommen und verträumt, und für ihre Großmutter Edie, die funkelnde Farbigkeit schätzte, war sie eine ziemliche Enttäuschung. Allisons Blüte war zart und kunstlos wie die Blüte des Grases im Juni und bestand ganz und gar aus einer jugendlichen Frische, die (was niemand besser wusste als Edie) als Erstes vergehen würde. Sie war eine Tagträumerin, sie seufzte oft, ihr Gang war ungelenkt, schlurfend und mit einwärts gewandten Zehen, und ihre Art zu sprechen war nicht besser. Immerhin, sie war hübsch auf ihre scheue, milchweiße Art, und die Jungen in ihrer Klasse hatten angefangen, sie anzurufen. Edie hatte sie beobachtet, wie sie (den Blick gesenkt, das Gesicht glühend rot) den Hörer zwischen Schulter und Ohr klemmte, mit der Spitze ihres Oxfordschuhs vor und zurück über den Teppich scharrte und vor Verlegenheit stammelte.

Wie schade, klagte Edie laut, dass ein so reizendes Mädchen (*reizend*, wie Edie es aussprach, trug unüberhörbar die Last von *schwach* und *anämisch* in sich) eine so schlechte Haltung hatte. Allison solle darauf achten, dass ihr die Haare nicht dauernd in die Augen fielen. Allison solle die Schultern zurücknehmen und aufrecht und selbstbewusst dastehen, statt in sich zusammenzusacken. Allison solle lächeln, den Mund aufmachen, Interessen entwickeln, die Leute über ihr Leben befragen, wenn ihr sonst nichts Interessantes zu sagen einfalle. Solche Ratschläge, wenngleich gut gemeint, wurden häufig in der Öffentlichkeit und mit solcher Ungeduld erteilt, dass Allison weinend aus dem Zimmer stolperte.

»Na, mir ist es egal«, sagte Edie dann laut in die Stille, die solchen Auftritten folgte. »Jemand muss ihr ja beibringen, wie man sich benimmt. Wenn ich ihr nicht so im Nacken säße, wäre das Kind nicht in der zehnten Klasse, das kann ich euch sagen.«

Das stimmte. Allison war zwar nie sitzen geblieben, aber sie war doch mehrmals gefährlich nah davor gewesen, besonders in der Grundschule. *Träumt viel*, stand unter »Betragen« in Allison's Zeugnissen. *Unordentlich. Langsam. Setzt sich nicht ein*. »Tja, ich schätze, da müssen wir uns einfach ein bisschen mehr anstrengen«, sagte Charlotte vage, wenn Allison wieder mit schlechten Noten nach Hause kam.

Allison und ihrer Mutter schienen die schlechten Zeugnisse nichts auszumachen, Edie dafür aber umso mehr, und zwar in einem alarmierenden Ausmaß. Sie marschierte in die Schule und verlangte Besprechungen mit den Lehrern; sie quälte Allison mit Lektürelisten, Übungskarten und Bruchrechnen, und sie korrigierte Allison's Aufsätze und Physikprojekte mit rotem Stift – noch jetzt, wo sie zur Highschool ging.

Es hatte keinen Sinn, Edie daran zu erinnern, dass Robin selbst auch nicht immer ein guter Schüler gewesen war. »Zu ausgelassen«, antwortete sie dann schnippisch. »Er hätte sich schon noch früh genug beruhigt und zu arbeiten angefangen.« Bis hierher und nicht weiter ließ sie es zu, das eigentliche Problem zur Kenntnis zu nehmen, denn alle Cleves waren sich darüber im Klaren, dass Edie einer, wie ihr Bruder, lebhaften Allison alle schlechten Zeugnisse der Welt nachgesehen hätte.

Während Edie durch Robins Tod und die Jahre danach ein wenig sauertöpfisch geworden war, war Charlotte in eine Gleichgültigkeit abgedriftet, die jeden Bereich des Lebens stumpf und farblos werden ließ, und wenn sie versuchte, für Allison Partei zu ergreifen, tat sie es auf eine hilflose, halbherzige Weise. In dieser Hinsicht ähnelte sie allmählich ihrem Ehemann Dixon, der seine Familie zwar finanziell anständig versorgte, seinen Töchtern aber nie viel Ermutigung oder Interesse entgegengebracht hatte. Seine Achtlosigkeit richtete sich nicht persönlich gegen diesen oder jenen; er hatte einfach zu vielen Dingen eine Meinung, und seine geringe Meinung von Töchtern brachte er ohne Scheu und in beiläufigem, humorvollem Plauderton zum Ausdruck. (Keine

seiner Töchter, wiederholte er gern, werde einen Cent von ihm erben.)

Dix hatte nie viel Zeit zu Hause verbracht, und jetzt war er kaum noch da. Er entstammte, Edies Ansicht nach, einer Familie von gesellschaftlichen Emporkömmlingen (sein Vater hatte ein Geschäft für Installationsbedarf gehabt), und als er, von ihrer Familie, ihrem Namen angelockt, Charlotte geheiratet hatte, war es in dem Glauben geschehen, sie habe Geld. Die Ehe war nie glücklich gewesen (lange Abende in der Bank, lange Nächte beim Poker, Jagen und Angeln und Football und Golf – jeder Vorwand war ihm recht, um für ein Wochenende zu verschwinden), aber nach Robins Tod wurde sein Frohsinn noch stärker beeinträchtigt. Er wollte das Trauern hinter sich bringen; er trug die stillen Zimmer nicht, die Atmosphäre von Vernachlässigung, Mattigkeit, Trübsal, und er drehte den Fernseher so laut, wie es ging, und er marschierte in einem Zustand andauernder Frustration im Haus umher, klatschte in die Hände, zog Jalousien hoch und sagte Dinge wie: »Reißt euch zusammen!« und »Jetzt mal wieder auf die Beine kommen hier!« und »Wir sind doch ein Team!« Dass niemand seine Bemühungen zu schätzen wusste, erstaunte ihn. Und als es ihm mit all seinen Äußerungen nicht gelang, die Tragödie aus seinem Zuhause zu vertreiben, verlor er schließlich jedes Interesse daran. Rastlos und immer öfter blieb er wochenlang weg und hielt sich in seinem Jagdcamp auf, bis er schließlich spontan einen hoch dotierten Bankjob in einer anderen Stadt annahm. Er stellte es als großes und selbstloses Opfer dar, aber wer Dix kannte, wusste, dass er nicht zum Wohle seiner Familie nach Tennessee zog. Dix wollte ein schillerndes Leben, mit Cadillacs und Pokerpartys und Footballspielen, mit Nightclubs in New Orleans und Urlaub in Florida, er wollte Cocktails und Gelächter, eine Frau, die sich unentwegt die Haare machen ließ und das Haus makellos sauber hielt und die bereit war, jederzeit im Handumdrehen das Tablett mit den Hors d'œuvres hervorzuzaubern.

Aber Dix' Familie war weder schwungvoll noch schillernd. Seine Frau und seine Töchter waren eigenbrötlerisch, exzentrisch, melancholisch. Schlimmer noch: Wegen des Vorfalls betrachteten die Leute sie alle, sogar Dix selbst, als irgendwie befleckt. Freunde gingen ihnen aus dem Weg, Ehepaare luden sie nicht mehr ein, Bekannte riefen nicht mehr an. Daran war nichts zu ändern. Die Menschen ließen sich nicht gern an Tod oder Unheil erinnern. Und aus all diesen Gründen fühlte Dix sich genötigt, seine Familie gegen ein holzgetäfeltes Büro und ein flottes Gesellschaftsleben in Nashville einzutauschen, ohne sich im Geringsten schuldig zu fühlen.

Sosehr Edie sich über Allison ärgerte, so sehr beteten die Tanten sie an, und für sie waren viele der Eigenschaften, die Edie so frustrierend fand, heiter, ja sogar poetisch. Ihrer Meinung nach war Allison nicht nur die Hübsche, sondern auch die Sanfte: geduldig, niemals klagend, behutsam im Umgang mit Tieren und alten Leuten und Kindern – lauter Tugenden, soweit es die Tanten betraf, die alles an guten Zensuren oder klugen Reden weit in den Schatten stellten.

Die Tanten verteidigten sie loyal. *Nach allem, was das Kind hat durchmachen müssen*, sagte Tat einmal wütend zu Edie. Das genügte, um Edie zum Schweigen zu bringen, wenigstens für eine Weile. Denn niemand konnte vergessen, dass Allison und das Baby an jenem schrecklichen Tag als Einzige draußen gewesen waren, und auch wenn Allison erst vier gewesen war, gab es kaum einen Zweifel daran, dass sie etwas gesehen hatte, höchstwahrscheinlich etwas so Furchtbares, dass es sie aus dem Gleichgewicht gebracht hatte.

Unmittelbar danach war sie von der Familie und von der Polizei rigoros befragt worden. War jemand im Garten gewesen, ein Erwachsener, ein Mann vielleicht? Allison hatte unerklärlicherweise angefangen, ins Bett zu machen und nachts schreiend aus wütenden Albträumen hochzuschrecken, aber sie hatte sich ge-

weigert, ja oder nein zu sagen. Sie lutschte am Daumen, drückte ihren Stoffhund fest an sich und wollte nicht einmal sagen, wie sie hieß oder wie alt sie war. Niemand, nicht einmal Libby, die sanfteste und geduldigste ihrer alten Tanten, konnte ihr ein Wort entlocken.

Allison erinnerte sich nicht an ihren Bruder, und sie hatte sich auch nie an irgendetwas im Zusammenhang mit seinem Tod entsinnen können. Als sie klein war, hatte sie manchmal nachts wach gelegen, wenn alle andern im Haus schon schliefen, und dann hatte sie auf den Schattenschwanz an der Schlafzimmerschleife gestarrt und so weit zurückgedacht, wie sie konnte, aber alles Suchen war nutzlos, denn es gab nichts zu finden. Der freundliche Alltag ihres frühen Lebens war immer da – Veranda, Fischteich, Miezkatze, Blumenbeete, nahtlos, strahlend, unveränderlich –, aber wenn sie ihre Erinnerung weit genug zurückwandern ließ, erreichte sie unweigerlich einen seltsamen Punkt, wo der Garten leer war, das Haus hallend und verlassen, allenthalben Anzeichen dafür, dass noch kürzlich jemand da gewesen war (Wäsche hing an der Leine, das Geschirr vom Lunch war noch nicht abgeräumt), aber ihre ganze Familie war fort, verschwunden, und Robins orangefarbene Katze – damals noch ein Kätzchen, nicht der träge, feistbackige Kater, der aus ihm werden sollte – war plötzlich sonderbar geworden, jagte wild und mit leeren Augen quer über den Rasen und schoss auf einen Baum, voller Angst vor ihr, als wäre sie eine Fremde. Sie war nicht ganz sie selbst in diesen Erinnerungen, nicht, wenn sie so weit zurückreichten. Zwar erkannte sie die physikalische Umgebung, in der sie angesiedelt waren, genau – George Street Nummer 363, das Haus, in dem sie ihr ganzes Leben verbracht hatte –, aber sie, Allison, war nicht erkennbar, nicht einmal für sich selbst: Sie war kein Kleinkind, auch kein Baby, sondern nur ein Blick, ein Paar Augen, die auf einer vertrauten Umgebung verweilten und sie betrachteten, ohne Persönlichkeit, ohne Körper, Alter oder Vergangenheit – als erinnere sie sich an Dinge, die sich zugetragen hatten, bevor sie geboren war.

Über all das dachte Allison nicht bewusst nach, sondern auf äußerst vage und unfertige Weise. Als sie klein war, kam sie nicht auf den Gedanken, die Bedeutung dieser körperlosen Eindrücke zu hinterfragen, und jetzt, da sie älter war, fiel es ihr erst recht nicht ein. Sie dachte kaum über die Vergangenheit nach, und darin unterschied sie sich wesentlich von ihrer Familie, die über wenig anderes nachdachte.

Niemand in ihrer Familie konnte das verstehen. Sie hätten es nicht einmal verstanden, wenn sie den Versuch unternommen hätte, es ihnen zu erklären. Für beständig von Erinnerungen belagerte Gemüter wie die ihren, für die Gegenwart und Zukunft allein als Systeme der Wiederkehr existierten, war eine solche Weitsicht unvorstellbar. Die Erinnerung – fragil, dunstig-hell, wundersam – war für sie der Funke des Lebens selbst, und fast jeder ihrer Sätze begann mit irgendeinem Appell an sie: »Du erinnerst dich doch an den Batist mit dem grünen Zweigmuster, oder?«, fragten ihre Mutter und ihre Tanten dann beharrlich. »An die rosarote Floribunda? An diese Zitronenteekuchen? Erinnerst du dich an dieses wunderbar kalte Osterfest, als Harriet noch ein ganz kleines Ding war – als ihr im Schnee Eier gesucht und in Adelaides Vorgarten einen großen Schnee-Osterhasen gebaut habt?«

»Ja, ja«, log Allison dann. »Ich erinnere mich.« Und in gewisser Weise tat sie es auch. Sie hatte die Geschichten so oft gehört, dass sie sie auswendig kannte und, wenn sie wollte, erzählen, ja, sogar ein oder zwei beim Überliefern vernachlässigte Details einfügen konnte: wie sie und Harriet (zum Beispiel) aus den rosa Blüten, die vom erfrorenen Holzapfelbaum heruntergefallen waren, die Nase und die Ohren für den Schnee-Osterhasen gemacht hatten. Diese Geschichten waren ihr ebenso vertraut wie die Geschichten aus der Kindheit ihrer Mutter oder die Geschichten aus Büchern. Aber keine davon schien auf wirklich fundamentale Weise mit ihr verbunden zu sein.

Die Wahrheit war – und das war etwas, das sie niemals irgendjemandem gegenüber eingestand –, dass es furchtbar viele Dinge

gab, an die Allison sich nicht erinnern konnte. Sie hatte keine klare Erinnerung daran, im Kindergarten gewesen zu sein oder im ersten Schuljahr, oder an sonst irgendetwas, wovon sie eindeutig hätte sagen können, es habe sich ereignet, bevor sie acht gewesen war. Es war ein äußerst beschämender Umstand, einer, den sie (größtenteils erfolgreich) zu verschleiern bemüht war. Ihre kleine Schwester Harriet behauptete, sich an Dinge aus ihrem ersten Lebensjahr zu entsinnen.

Obwohl sie nicht einmal sechs Monate alt gewesen war, als Robin starb, sagte Harriet, sie könne sich an ihn erinnern, und Allison und die übrigen Cleves glaubten, dass dies wahrscheinlich der Wahrheit entsprach. Ab und zu rückte Harriet mit irgendeiner obskuren, aber erschreckend akkuraten Kleinigkeit heraus – mit einem Detail zu Wetter oder Kleidung oder zu dem Essen auf einer Geburtstagsparty, bei der sie nicht einmal zwei Jahre alt gewesen war –, und alle hörten mit offenem Mund zu.

Aber Allison konnte sich überhaupt nicht an Robin erinnern. Das war unverzeihlich. Sie war fast fünf Jahre alt gewesen. Und sie konnte sich auch nicht an die Zeit nach seinem Tod erinnern. Sie wusste detailliert über die ganze Affäre Bescheid: über die Tränen, den Stoffhund, ihr Schweigen. Sie wusste, wie der Kriminalpolizist aus Memphis – ein großer, kamelgesichtiger Mann mit vorzeitig weiß gewordenem Haar, der Snowy Olivet geheißt hatte – ihr Bilder von seiner eigenen Tochter namens Celia gezeigt und ihr Mandel-Schokoriegel aus einer Großhandelspackung in seinem Wagen geschenkt hatte und wie er ihr auch andere Bilder gezeigt hatte, Bilder von farbigen und von weißen Männern mit Bürstenhaarschnitten und schweren Augenlidern. Wie sie, Allison, auf Tattycorums blausamtem Plaudersofa gesessen hatte – sie hatte damals bei Tante Tat gewohnt, sie und das Baby, denn ihre Mutter lag noch im Bett – und wie sie mit tränenüberströmtem Gesicht die Schokolade von den Mandelriegeln abgebröckelt hatte und kein Wort hatte sagen wollen. Sie wusste das alles, nicht, weil sie sich daran erinnerte, sondern weil Tante Tat

es ihr erzählt hatte, und zwar viele Male, in ihrem Sessel, den sie dicht vor die Gasheizung gestellt hatte, wenn Allison sie an den Winternachmittagen nach der Schule besuchen kam; ihre schwachen, alten, sherrybraunen Augen waren auf einen Punkt auf der anderen Seite des Zimmers gerichtet, und ihre Stimme klang liebevoll, geschwätzig, in Erinnerungen schwelgend, als erzähle sie eine Geschichte über jemanden, der nicht anwesend war.

Die scharfäugige Edie war weder so liebevoll noch so tolerant. Die Geschichten, die sie Allison vorzugsweise erzählte, hatten oft einen eigentümlich allegorischen Unterton.

»Die Schwester meiner Mutter«, pflegte sie anzufangen, wenn sie Allison vom Klavierunterricht nach Hause fuhr, ohne je den Blick von der Straße zu wenden, und dabei hielt sie die kraftvolle, elegante Habichtsnase hoch in die Luft, »die Schwester meiner Mutter kannte einen kleinen Jungen namens Randall Schofield, dessen Familie bei einem Tornado zu Tode kam. Er kam von der Schule nach Hause, und was glaubst du, was er sah? Sein Haus war vom Wind in Trümmer gelegt worden, und die Neger, die auf dem Anwesen arbeiteten, hatten die Leichen seines Vaters und seiner Mutter und seiner drei kleinen Brüder aus der Ruine gezogen, und da lagen sie alle, so blutig, wie man es sich nur denken kann, und nicht einmal mit Laken zugedeckt, Seite an Seite ausgestreckt nebeneinander wie ein Xylophon. Einem der Brüder fehlte ein Arm, und in der Schläfe der Mutter steckte ein eiserner Türstopper. Na, und weißt du, was mit dem kleinen Jungen passiert ist? Er ist *stumm* geworden. Und er hat die nächsten sieben Jahre kein Wort gesprochen. Mein Vater sagte, er trug immer einen Stapel Hemdenpappen und einen Fettstift bei sich, und er musste jedes Wort, das er zu irgendjemandem sagen wollte, aufschreiben. Der Mann, der in der Stadt die Reinigung führte, schenkte ihm diese Hemdenpappen.«

Edie erzählte die Geschichte gern. Es gab Variationen davon, wie zum Beispiel Kinder, die vorübergehend blind geworden waren oder sich die Zunge abgebissen oder den Verstand verloren

hatten, nachdem sie diesem oder jenem schrecklichen Anblick ausgesetzt gewesen waren. Aber sie hatten alle einen leicht vorwurfsvollen Unterton, ohne dass Allison je genau hätte sagen können, worin er bestand.

Allison verbrachte die meiste Zeit allein. Sie hörte Schallplatten. Sie machte Collagen aus Bildern, die sie aus Illustrierten ausgeschnitten hatte, und krumme Kerzen aus geschmolzenen Malstiften. Sie zeichnete Ballerinen und Pferde und Mäusebabys auf die Ränder in ihrem Geometrieheft. Beim Mittagessen saß sie an einem Tisch mit einer Gruppe von ziemlich beliebten Mädchen, aber außerhalb der Schule traf sie sich selten mit ihnen. Oberflächlich betrachtet, war sie eine von ihnen: Sie war gut gekleidet und hatte eine klare Haut, und sie wohnte in einem großen Haus in einer hübschen Straße, und wenn sie auch nicht munter oder lebhaft war, so hatte sie doch nichts an sich, was Abneigung hätte erregen können.

»Du könntest so beliebt sein, wenn du wolltest«, sagte Edie, die jeden Trick kannte, wenn es um die gesellschaftliche Positionierung ging, selbst auf dem Niveau des zehnten Schuljahrs. »Das beliebteste Mädchen in deiner Klasse, wenn du nur Lust hättest, dich darum zu bemühen.«

Allison wollte sich nicht darum bemühen. Sie wollte nicht, dass die anderen Kinder gemein zu ihr waren oder sich über sie lustig machten, aber solange niemand sie behelligte, war sie glücklich. Und von Edie abgesehen behelligte sie auch niemand weiter. Sie schlief viel. Sie ging allein in die Schule. Sie spielte mit den Hunden, denen sie unterwegs begegnete. Nachts träumte sie von einem gelben Himmel und einem weißen Ding davor, das aussah wie ein aufgeblähtes Laken, und diese Träume beunruhigten sie sehr, aber sie vergaß sie, wenn sie aufwachte.

Allison verbrachte viel Zeit bei ihren Großtanten, an den Wochenenden und nach der Schule. Sie half ihnen beim Einfädeln und las ihnen vor, wenn ihre Augen müde waren, sie kletterte auf Trittleitern, um Dinge von hohen, staubigen Regalborden zu

holen, und hörte ihnen zu, wenn sie von verstorbenen Schulfreundinnen und sechzig Jahre zurückliegenden Klavierkonzerten erzählten. Manchmal machte sie nach der Schule Süßigkeiten für sie, Toffee, Zuckerschaumbällchen, die sie für ihren Kirchenbasar mitnehmen konnten. Dabei benutzte sie eine kalte Marmorplatte und ein Zuckerthermometer, akribisch wie ein Chemiker, folgte dem Rezept Schritt für Schritt und strich die Zutaten im Messbecher mit einem Buttermesser glatt. Die Tanten – selbst wie kleine Mädchen, Rouge auf den Wangen, Locken in den Haaren, fröhlich und aufgekratzt – trippelten hin und her und ein und aus, entzückt über das Treiben in ihrer Küche, und redeten einander mit den Spitznamen ihrer Kindheit an.

So eine gute kleine Köchin, sangen die Tanten alle miteinander. Wie hübsch du bist. Ein Engel bist du, dass du uns besuchen kommst. Was für ein braves Mädchen. Wie hübsch. Wie süß.

Harriet, das Baby, war weder hübsch noch süß. Harriet war schlau.

Seit sie sprechen konnte, sorgte Harriet für eine Art quälender Unruhe im Hause Cleve. Wild auf dem Spielplatz, grob zu Gästen, stritt sie sich mit Edie, liebte sich in der Bibliothek Bücher über Dschingis Khan und bereitete ihrer Mutter Kopfschmerzen. Sie war zwölf Jahre alt und in der siebten Klasse. Obwohl sie eine ausgezeichnete Schülerin war, wurden die Lehrer nicht mit ihr fertig. Manchmal riefen sie ihre Mutter an oder Edie, denn jeder, der die Cleves kannte, war sich darüber im Klaren, dass sie diejenige war, mit der man tunlichst redete; sie war sowohl Feldmarschall als auch Oligarchin, sie hatte die größte Macht in der Familie, und sie würde am ehesten etwas unternehmen. Aber selbst Edie wusste nicht genau, wie sie mit Harriet umgehen sollte. Harriet war nicht wirklich ungehorsam oder widerspenstig, aber sie war hochfahrend, und irgendwie gelang es ihr, beinahe jeden Erwachsenen, mit dem sie in Kontakt kam, zu verärgern.

Harriet besaß nichts von der verträumten Fragilität ihrer

Schwester. Sie war von stämmiger Gestalt wie ein kleiner Dachs, mit runden Wangen, einer spitzen Nase, schwarzen, kurz geschnittenen Haaren und einem schmalen, entschlossenen kleinen Mund. Ihr Ton war forsch, ihre Stimme hoch und dünn und ihre Sprechweise für ein Kind aus Mississippi seltsam knapp, sodass Fremde oft fragten, woher um alles in der Welt sie diesen Yankee-Akzent habe. Der Blick ihrer hellen Augen war durchdringend und dem Edies nicht unähnlich. Die Ähnlichkeit zwischen ihr und ihrer Großmutter war ausgeprägt und blieb nicht unbemerkt; aber die lebhaftere, wildäugige Schönheit der Großmutter war bei ihrem Enkelkind nur noch wild und ein bisschen beunruhigend. Chester, der Gärtner, verglich die beiden insgeheim gern mit einem Falken und einem kleinen Hühnerhabicht.

Für Chester und für Ida Rhew war Harriet ein Quell von Verdross und Heiterkeit zugleich. Seit sie sprechen konnte, zottelte sie ihnen bei ihrer Arbeit hinterher und fragte sie unaufhörlich aus. Wie viel Geld verdiente Ida? Konnte Chester das Vaterunser? Würde er es für sie aufsagen? Es erheiterte die beiden, wenn sie unter den für gewöhnlich friedfertigen Cleves Zwietracht säte. Mehr als einmal hatte sie für Zwistigkeiten gesorgt, die beinahe ernste Ausmaße angenommen hätten: indem sie Adelaide erzählte, dass weder Edie noch Tat die Kissenbezüge, die sie für sie bestickt hatte, je behalten, sondern sie eingepackt und anderen Leuten geschenkt hätten, oder indem sie Libby davon in Kenntnis setzte, dass ihre Dillgurken keineswegs die kulinarischen Hochgenüsse seien, für die sie sie hielt, sondern ungenießbar, und dass die große Nachfrage bei Nachbarn und Verwandten nur auf ihre seltsame Wirksamkeit als Herbizid zurückzuführen sei. »Kennst du die kahle Stelle im Garten?«, fragte Harriet. »Hinten vor der Veranda? Vor sechs Jahren hat Tatty ein paar von deinen Gurken dort hingekippt, und seitdem ist da nichts mehr gewachsen.« Harriet war entschieden dafür, die Dillgurken in Gläsern zu konservieren und als Unkrautvernichter zu verkaufen. Libby würde Millionärin werden.

Tante Libby hörte erst nach drei oder vier Tagen auf zu weinen. Bei Adelaide und den Kissenbezügen war es noch schlimmer. Anders als Libby machte es Adelaide Spaß zu grollen; zwei Wochen lang sprach sie nicht mit Edie und Tat, und eiskalt ignorierte sie die versöhnlichen Torten und Pasteten, die man auf ihre Veranda brachte – sie ließ sie stehen, damit die Hunde aus der Nachbarschaft sie fraßen. Libby war entsetzt über diesen Zwist (sie traf daran keine Schuld, denn als einzige der Schwestern war sie loyal genug, Adelaides Kissenbezüge zu behalten, so hässlich sie auch waren), und sie eilte hin und her und bemühte sich, Frieden zu stiften. Fast hätte sie Erfolg gehabt, als es Harriet erneut gelang, Adelaide aufzubringen, indem sie ihr erzählte, dass Edie die Geschenke, die sie von Adelaide bekam, niemals auch nur auspackte, sondern nur das alte Namensschildchen abmachte und ein neues anbrachte, bevor sie sie weiterschickte: an Wohltätigkeitsorganisationen meistens, auch an solche für Neger. Diese Angelegenheit war so verheerend, dass noch jetzt, Jahre später, jede Erwähnung zu Gehässigkeiten und unterschwelligem Vorwürfen führte, und Adelaide legte jetzt besonderen Wert darauf, ihren Schwestern zum Geburtstag und zu Weihnachten etwas demonstrativ Verschwenderisches zu kaufen – eine Flasche Shalimar zum Beispiel oder ein Nachthemd von Goldsmith's in Memphis –, wobei sie dann nicht selten vergaß, das Preisschild zu entfernen. »Ich persönlich bevorzuge selbst gemachte Geschenke«, hörte man sie dann laut in Gegenwart der Damen in ihrem Bridgeclub oder vor Chester im Garten deklamieren, über die Köpfe ihrer gedemütigten Schwestern hinweg, die gerade dabei waren, die unerbetenen Extravaganzen auszupacken. »Sie sind wertvoller. *Sie zeigen, dass man sich Gedanken gemacht hat.* Aber für manche Leute zählt nur, wie viel Geld man ausgegeben hat. Sie finden, ein Geschenk ist nichts wert, wenn es nicht aus dem Geschäft kommt.«

»Mir gefallen die Sachen, die du machst, Adelaide«, sagte Harriet dann immer. Und das stimmte auch. Sie hatte zwar keine Verwendung für Schürzen, Kissenbezüge und Küchentücher, aber sie

hortete Adelaides grelle Textilien schubladenweise in ihrem Zimmer. Nicht die Wäschestücke gefielen ihr, sondern die Muster darauf: holländische Mädchen, tanzende Teekessel, schlummernde Mexikaner mit Sombrerohäuten. Ihr Begehren ging so weit, dass sie sie aus den Schränken anderer Leute stibitzte, und sie war äußerst erbost darüber gewesen, dass Edie die Kissenbezüge an einen wohlthätigen Verein schickte (»Sei nicht albern, Harriet. Was um *alles* in der Welt *willst* du denn damit?«), obwohl sie sie behalten wollte.

»Ich weiß, dass sie *dir* gefallen«, murmelte Adelaide mit vor Selbstmitleid bebender Stimme und beugte sich herunter, um Harriet einen theatralischen Kuss zu geben, während Tat und Edie hinter ihrem Rücken Blicke austauschten. »Eines Tages, wenn ich nicht mehr bin, wirst du vielleicht froh sein, dass du sie hast.«

»Die ganz Kleine«, sagte Chester zu Ida, »die hat gern Streit.«

Edie, die selbst nichts gegen einen handfesten Streit einzuwenden hatte, fand in ihrer jüngsten Enkelin einen ebenbürtigen Gegner. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb waren die beiden gern zusammen, und Harriet verbrachte viel Zeit drüben im Haus ihrer Großmutter. Edie beschwerte sich oft über Harriets Halsstarrigkeit und ihre schlechten Manieren und murrte darüber, dass sie ihr dauernd in die Quere kam, aber so sehr sie ihr auch auf die Nerven ging, zog Edie Harriets Gesellschaft der Allison vor, die sehr wenig zu sagen hatte. Sie hatte Harriet gern um sich, auch wenn sie es niemals zugegeben hätte, und wenn sie nachmittags einmal nicht kam, vermisste sie sie.

Die Tanten liebten Harriet, aber ihre stolze Art beunruhigte sie. Sie war ihnen zu geradeheraus. Sie wusste nichts von Zurückhaltung oder Diplomatie, und in dieser Hinsicht ähnelte sie Edie mehr, als es jener klar war.

Vergebens versuchten die Tanten, ihr Höflichkeit beizubringen. »Aber *verstehst* du denn nicht, Liebling«, sagte Tat, »dass es, wenn du keinen Früchtekuchen magst, immer noch besser ist, ihn zu essen, als deine Gastgeberin zu kränken?«

»Aber ich mag keinen Früchtekuchen.«

»Das weiß ich, Harriet. Deshalb habe ich dieses Beispiel ja benutzt.«

»Aber Früchtekuchen ist grässlich. Ich kenne niemanden, der ihn mag. Und wenn ich ihr sage, dass ich ihn mag, wird sie ihn mir immer wieder anbieten.«

»Ja, Schatz, aber darum geht es nicht. Wenn jemand sich die Mühe gemacht hat, etwas für dich zu backen, dann ist es gutes Benehmen, es auch zu essen – darum geht es.«

»Aber in der Bibel steht, man soll nicht lügen.«

»Das ist etwas anderes. Das hier ist eine Notlüge. In der Bibel ist eine andere Art Lüge gemeint.«

»In der Bibel steht nichts von Notlügen und anderen Lügen. Da steht nur Lügen.«

»Glaub mir, Harriet. Es stimmt, Jesus sagt, wir sollen nicht lügen, aber das bedeutet nicht, dass wir unhöflich gegen unsere Gastgeberin sein sollen.«

»Jesus sagt überhaupt nichts über unsere Gastgeberin. Er sagt nur, dass Lügen eine Sünde ist. ›Der Teufel ist ein Lügner und der Fürst der Lügen.«

»Aber Jesus sagt auch: ›Liebe deinen Nächsten, nicht wahr?‹ Begeistert sprang Libby für die sprachlose Tat in die Bresche. »Ist damit nicht deine Gastgeberin gemeint? Deine Gastgeberin ist doch auch deine Nächste.«

»Das stimmt«, sagte Tat erfreut. »Damit will allerdings niemand sagen«, beeilte sie sich hinzuzufügen, »dass deine Gastgeberin unbedingt der nächste Mensch auf Erden für dich ist. ›Liebe deinen Nächsten‹ heißt nur, du sollst essen, was man dir anbietet, und höflich sein.«

»Ich verstehe nicht, wieso ich, wenn ich meinen Nächsten liebe, ihm sagen muss, dass ich gern Früchtekuchen esse, wenn ich keinen mag.«

Niemand, nicht einmal Edie, hatte eine Ahnung, wie man dieser finsternen Pedanterie begegnen sollte. Es konnte stundenlang so

gehen, und es half nichts, wenn man sich den Mund fransig redete. Und noch aufreizender war der Umstand, dass Harriets Argumenten, so lächerlich sie auch waren, in den meisten Fällen eine mehr oder minder solide biblische Basis zugrunde lag. Edie ließ sich davon nicht beeindrucken. Sie leistete zwar Wohltätigkeits- und Missionarsarbeit und sang im Kirchenchor, aber sie glaubte nicht ernsthaft, dass jedes Wort in der Bibel wahr sei – ebenso wenig, wie sie im Grunde ihres Herzens wirklich glaubte, was zu ihren Lieblingsredensarten gehörte: dass zum Beispiel alles, was passiere, stets zum Besten sei oder dass Neger tief im Innern genau die gleichen Menschen seien wie die Weißen. Aber die Tanten, vor allem Libby, waren manchmal beunruhigt, wenn sie allzu sehr über das nachdachten, was Harriet sagte. Ihre Sophismen gründeten unbestreitbar in der Bibel, aber sie standen im Widerspruch zum gesunden Menschenverstand und zu allem, was richtig war. »Vielleicht«, sagte Libby voller Unbehagen, als Harriet zum Essen nach Hause marschiert war, »vielleicht sieht der Herr wirklich keinen Unterschied zwischen einer Notlüge und einer bösen Lüge. Vielleicht sind sie in Seinen Augen alle böse.«

»Aber Libby.«

»Vielleicht braucht es ein kleines Kind, um uns daran zu erinnern.«

»Ich komme lieber in die Hölle«, blaffte Edie, die bei dem vorausgegangenen Wortwechsel nicht dabei gewesen war, »als dass ich dauernd herumlaufe und alle in der Stadt wissen lasse, was ich über sie denke.«

»Edith!«, riefen alle ihre Schwestern wie aus einem Munde.

»Edith, das meinst du nicht ernst!«

»Doch. Und es ist mir auch egal, was alle in der Stadt über mich denken.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, was du getan hast, Edith«, sagte die selbstgerechte Adelaide, »dass du davon ausgehst, alle denken so schlecht über dich.«

Libbys Hausmädchen Odean, die tat, als sei sie schwerhörig,

hörte sich das alles gleichmütig an, während sie für das Abendessen der alten Damen ein Hühnerragout und weiche Brötchen aufwärmte. In Libbys Haus passierte nicht viel Aufregendes, und die Unterhaltung wurde meist ein wenig hitziger, wenn Harriet zu Besuch da war.

Im Gegensatz zu Allison, die von anderen Kindern irgendwie akzeptiert wurde, ohne dass sie genau wussten, warum, war Harriet ein rechthaberisches kleines Mädchen und nicht sonderlich beliebt. Die Freundschaften jedoch, die sie hatte, waren nicht lau oder beiläufig wie bei Allison. Ihre Freunde waren überwiegend Jungen, meistens jünger als sie und ihr fanatisch ergeben, und sie fuhren nach der Schule mit dem Fahrrad durch die halbe Stadt, um sie zu sehen. Sie mussten »Kreuzzug« und »Johanna von Orleans« mit ihr spielen; sie mussten sich in Bettlaken hüllen und Szenen aus dem Neuen Testament mit ihr aufführen, bei denen sie selbst die Rolle Jesu übernahm. Das Letzte Abendmahl war ihr Lieblingsstück. Dabei saßen sie alle à la Leonardo auf einer Seite des Picknicktisches unter der muskattraubenberankten Pergola in Harriets Garten und warteten eifrig auf den Augenblick, da Harriet – nachdem sie eine letzte Mahlzeit aus Ritz-Crackers und Fanta aufgetischt hatte – sich am Tisch umschaute und jeden Jungen nacheinander ein paar Sekunden lang mit eisigem Blick fixierte. »Und doch wird einer von euch«, sagte sie mit einer Ruhe, die sie alle erbeben ließ, »wird einer von euch mich noch heute Nacht verraten.«

»Nein! Nein!«, quiekten sie dann entzückt, auch Hely, der Junge, der den Judas gab, aber Hely war auch Harriets Liebling und durfte nicht nur den Judas spielen, sondern auch alle anderen besseren Apostel: Johannes, Lukas, Simon Petrus. »Niemals, Meister!«

Dann kam die Prozession zum Garten Gethsemane, der im tiefen Schatten unter dem schwarzen Tupelobaum in Harriets Garten lag. Hier war Harriet in ihrer Rolle als Jesus gezwungen, sich die Gefangennahme durch die Römer gefallen zu lassen – eine

gewaltsame Gefangennahme, wüster als die Version des Evangeliums –, und das war schon aufregend genug, aber die Jungen liebten Gethsemane besonders, weil es unter dem Baum gespielt wurde, an dem ihr Bruder ermordet worden war. Die meisten von ihnen waren noch nicht auf der Welt gewesen, als der Mord geschehen war, aber die Geschichte kannten sie alle, hatten sie sich zusammengesetzt aus Bruchstücken der Gespräche ihrer Eltern und den grotesken Halbwahrheiten, die ältere Geschwister in dunklen Schlafzimmern tuschelnd verbreiteten, und der Baum warf seinen reich gefärbten Schatten über ihre Fantasie, seit ihre Kindermädchen sich an der Ecke der George Street zum ersten Mal über sie gebeugt, ihre Hände umfasst und ihnen als Babys unter gezischelten Warnungen diesen Baum gezeigt hatten.

Die Leute fragten sich, warum der Baum noch stand. Alle fanden, man hätte ihn fällen sollen – nicht nur Robins wegen, sondern auch, weil er vom Wipfel her abstarb; melancholisch graue Äste ragten wie gebrochene Knochen aus dem unansehnlichen Laub, als sei er vom Blitz versengt worden. Im Herbst leuchtete er in wütendem Rot und sah dann einen oder zwei Tage lang hübsch aus, bevor er jäh alle seine Blätter abwarf und nackt dastand. Wenn die neuen Blätter kamen, waren sie glänzend und ledrig und so dunkel, dass sie beinahe schwarz erschienen, und sie warfen einen so tiefen Schatten, dass darunter kaum Gras wuchs. Außerdem war der Baum zu groß und stand zu dicht am Haus; es brauchte nur einmal ein hinreichend starker Sturm zu kommen, hatte der Baumchirurg zu Charlotte gesagt, und eines Morgens werde sie aufwachen, weil der Baum durch ihr Schlafzimmerfenster gekracht sei («von dem kleinen Jungen gar nicht zu reden«, hatte er noch zu seinem Partner gesagt, als er wieder in seinen Laster kletterte und die Tür zuschlug. »Wie kann die arme Frau Morgen für Morgen beim Aufwachen in den Garten schauen und dieses Ding sehen?«). Mrs. Fountain hatte sich sogar erboten, für die Kosten aufzukommen, wenn der Baum gefällt werde, und sie hatte taktvoll auf die Gefahr hingewiesen, die er für ihr eigenes Haus dar-

stellte. Das war schon außergewöhnlich, denn Mrs. Fountain war so geizig, dass sie ihre alte Alufolie spülte, zusammenrollte und wieder benutzte. Aber Charlotte schüttelte nur den Kopf. »Nein danke, Mrs. Fountain«, sagte sie in einem so unbestimmten Ton, dass Mrs. Fountain sich fragte, ob sie vielleicht missverstanden worden sei.

»Ich habe gesagt«, wiederholte sie schrill, »dass ich dafür bezahlen werde! Ich mach's gern! Er ist auch eine Gefahr für mein Haus, und wenn ein Tornado kommt, und ...«

»Nein danke.«

Sie schaute Mrs. Fountain nicht an, schaute nicht einmal den Baum an, wo das Baumhaus ihres toten Sohnes auf einer morschen Astgabel einsam verrottete. Sie schaute über die Straße hinweg, vorbei an dem Brachgrundstück, wo hoch Lichtnelken und Rispenhirse standen, und bis hin zu den Bahngleisen, die sich in der Ferne trostlos an den rostigen Dächern von Niggertown vorbeizogen.

»Hören Sie«, fuhr Mrs. Fountain mit veränderter Stimme fort, »hören Sie, Charlotte. Sie glauben, ich wüsste es nicht, aber ich weiß, wie es ist, wenn man einen Sohn verliert. Aber es ist Gottes Wille, und Sie müssen es einfach akzeptieren.«

Durch Charlottes Schweigen ermuntert, sprach sie weiter. »Außerdem war er nicht Ihr einziges Kind. Sie haben doch wenigstens noch die andern. Der arme Lysie dagegen – er war alles, was ich hatte. Kein Tag vergeht, ohne dass ich an den Morgen denke, an dem ich erfuhr, dass sein Flugzeug abgeschossen worden war. Wir waren gerade bei den Weihnachtsvorbereitungen; ich stand in Nachthemd und Morgenrock auf der Leiter und wollte einen Mistelzweig am Kronleuchter befestigen, als ich es vorn klopfen hörte. Porter, Gott hab ihn selig, es war nach seinem ersten Herzinfarkt, aber vor seinem zweiten ...«

Ihre Stimme brach, und sie warf Charlotte einen Blick zu. Aber Charlotte war nicht mehr da. Sie hatte sich abgewandt und wanderte zurück zum Haus.

Seitdem waren Jahre vergangen, und der Baum stand immer noch, und immer noch verrottete Robins Baumhaus in seiner Krone. Mrs. Fountain war jetzt nicht mehr so freundlich, wenn sie Charlotte begegnete. »Sie kümmert sich kein bisschen um die beiden Mädchen«, sagte sie zu den Damen unten bei Mrs. Neely, wenn sie sich die Haare machen ließ. »Und das Haus ist vollgestopft mit Müll. Wenn man durch die Fenster guckt, stapeln sich die Zeitungen fast bis unter die Decke.«

»Ich frage mich«, sagte die fuchsgesichtige Mrs. Neely und schaute Mrs. Fountain in die Augen, während sie nach dem Haarspray griff, »ob sie nicht hin und wieder auch ein Gläschen trinkt?«

Es kam oft vor, dass Mrs. Fountain von ihrer Veranda aus Kinder anschrie, und die Kinder rannten weg und erfanden Geschichten über sie: Sie entführe (und fresse) kleine Jungen, und ihr preisgekröntes Rosenbeet sei mit ihren zermahlenden Knochen gedüngt. Die Nähe zu Mrs. Fountains Haus des Schreckens machte die Aufnahme der Gefangennahme im Garten Gethsemane noch aufregender. Aber wenn es den Jungen auch manchmal gelang, sich gegenseitig mit Mrs. Fountain Angst einzujagen, so brauchten sie dies, was den Baum anging, überhaupt nicht zu versuchen: Irgendetwas in seinen Konturen bereitete ihnen Unbehagen; die drückende Düsternis seines Schattens, nur wenige Schritte abseits des hellen Rasens und doch endlos weit davon entfernt, war beunruhigend, selbst wenn man nichts von seiner Geschichte wusste. Es war unnötig, einander daran zu erinnern, was geschehen war, denn das tat der Baum selbst. Er hatte seine eigene Macht, seine eigene Finsternis.

Wegen Robins Tod war Allison in den ersten Schuljahren grausam geneckt worden (*»Mommy, kann ich draußen mit meinem Bruder spielen?«* *»Auf keinen Fall, du hast ihn diese Woche schon dreimal ausgegraben!«*) Sie hatte diese Hänseleien in demütigem Schweigen ertragen – niemand wusste genau zu sagen, wie oft oder wie lange –, bis eine barmherzige Lehrerin schließlich gemerkt hatte, was da vorging, und der Sache ein Ende machte.

Harriet dagegen, vielleicht wegen ihres aggressiveren Charakters, möglicherweise aber auch nur, weil ihre Klassenkameraden zu jung waren, um sich an den Mord zu erinnern, war solchen Verfolgungen entgangen. Die Tragödie in ihrer Familie warf einen unheimlichen Glanz auf sie, den die Jungen unwiderstehlich fanden. Sie sprach häufig von ihrem toten Bruder, und dann mit einem seltsam halsstarrigen Eigensinn, der nicht nur durchblicken ließ, dass sie Robin gekannt hatte, sondern auch, dass er noch lebte. Immer wieder ertappten die Jungen sich dabei, dass sie Harriets Hinterkopf oder ihr Profil anstarrten, und manchmal erschien es ihnen, als *wäre* sie Robin – ein Kind wie sie, das aus dem Grab zurückgekehrt war und Dinge wusste, die sie nicht wussten. Durch Harriets Augen lag der stechende Blick ihres toten Bruders auf ihnen, übertragen durch die Rätsel der Blutsverwandtschaft. Tatsächlich bestand, wenngleich das keinem von ihnen klar war, kaum Ähnlichkeit zwischen ihr und ihrem Bruder, nicht einmal auf Fotos. Flink, hell, schlüpfrig wie ein kleiner Fisch, war er das genaue Gegenteil von Harriet mit ihrer brütenden Art und ihrer hochfahrenden Humorlosigkeit, und es war allein die Stärke ihres eigenen Charakters, die die Jungen in ihren Bann schlug, nicht Robin.

Die Jungen sahen wenig Ironie und keine Parallelen zwischen der Tragödie, die da im Dunkel unter dem schwarzen Tupelobaum zur Aufführung kam, und der Tragödie, die zwölf Jahre zuvor dort stattgefunden hatte. Hely hatte alle Hände voll zu tun, denn als Judas Ischariot musste er Harriet an die Römer ausliefern, aber als Simon Petrus hatte er auch dem Hauptmann zu ihrer Verteidigung ein Ohr abzuschlagen. Erfreut und nervös zählte er die dreißig Erdnüsse ab, für die er seinen Erlöser verraten würde, und während die anderen Jungen ihn bedrängten und stießen, befeuchtete er sich die Lippen mit einem Extraschluck Fanta. Um Harriet zu verraten, musste er sie auf die Wange küssen. Einmal hatte er sie, angestachelt von den anderen Aposteln, mitten auf den Mund geküsst. Die Strenge, mit der sie diesen Kuss abgewischt hatte – voller Verachtung fuhr sie sich mit dem Handrücken

cken über den Mund –, hatte ihn noch heftiger erschauern lassen als der Kuss an sich.

Die lakenverhüllten Gestalten Harriets und ihrer Apostel waren eine gespenstische Erscheinung für die Nachbarschaft. Manchmal, wenn Ida Rhew durch das Fenster über dem Spülbecken hinauschaute, erschrak sie über die seltsame kleine Prozession, die sich da so ingrimmig über den Rasen schlängelte. Sie sah nicht, dass Hely beim Gehen seine Erdnüsse befigerte, sah auch seine grünen Turnschuhe unter dem Gewand nicht, und sie hörte nicht, wie die anderen Jünger erbotst untereinander tuschelten, weil sie ihre Schreckschusspistolen nicht hatten mitnehmen dürfen, um Jesus damit zu verteidigen. Die Reihe der kleinen, weiß verhüllten Gestalten, deren Lakengewänder über das Gras schleiften, weckte in ihr das gleiche Gefühl von Neugier und Vorahnung, das sie vielleicht auch als Waschfrau in Palästina empfunden hätte, wenn sie, die Arme bis an die Ellenbogen im schmutzigen Brunnenwasser, im warmen Zwielicht des Passah innegehalten hätte, um sich mit dem Handrücken über die Stirn zu fahren und einen Augenblick lang verwirrt die dreizehn Kapuzengestalten anzustarren, die da vorüberschwebten, die staubige Straße hinauf zu dem ummauerten Olivenhain auf dem Gipfel der Anhöhe – die Bedeutung dieses Ganges ersichtlich an ihrer gemessenen, würdevollen Haltung, aber sein Anlass unergründlich: ein Begräbnis vielleicht? Ein Krankenbesuch, eine Gerichtsverhandlung, eine religiöse Feier? Irgendetwas Aufwühlendes, was immer es sein mochte – genug, um ihre Aufmerksamkeit für einen oder zwei Augenblicke in Anspruch zu nehmen, aber dann würde sie sich wieder ihrer Arbeit zuwenden, ohne zu wissen, dass die kleine Prozession auf dem Weg zu einem Ereignis war, das aufwühlend genug war, um der Geschichte eine neue Wendung zu geben.

»Wieso spielt ihr bloß immer unter diesem scheußlichen alten Baum?«, fragte sie, als Harriet hereinkam.

»Weil es die dunkelste Stelle im Garten ist«, sagte Harriet.

Sie beschäftigte sich, seit sie klein war, mit Archäologie: mit indischen Grabhügeln, verfallenen Städten, vergrabenen Dingen. Ihre Neugier war von Dinosauriern entfacht worden und hatte dann eine Wandlung erfahren. Was Harriet interessierte – das wurde klar, sobald sie alt genug war, um es zu artikulieren –, waren nicht die Dinosaurier selbst, die langwimprigen Brontosaurier aus den Cartoons der Samstagszeitung, die sich reiten ließen oder brav die Häse senkten, damit die Kinder darauf herunterrutschen konnten, und nicht einmal der kreischende Tyrannosaurus und der Pterodaktylus der Albträume. Was sie interessierte, war der Umstand, dass sie nicht mehr existierten.

»Aber woher *wissen* wir«, hatte sie Edie gefragt, die das Wort Saurier nicht mehr hören konnte, »wie sie wirklich ausgesehen haben?«

»Weil man ihre Knochen gefunden hat.«

»Aber wenn ich deine Knochen finde, Edie, dann weiß ich doch noch nicht, wie du ausgesehen hast.«

Edie war beim Pfirsichschalen und gab keine Antwort.

»Schau hier, Edie. Schau. Hier steht, sie haben nur einen Wadenknochen gefunden.« Sie kletterte auf einen Schemel und hielt hoffnungsvoll mit einer Hand das Buch vor sich ausgestreckt. »Und hier ist ein Bild vom ganzen Dinosaurier.«

»Kennst du das Lied nicht, Harriet?«, unterbrach Libby und beugte sich von der Küchentheke herüber, wo sie die Pfirsiche entsteinte. Mit ihrer zittrigen Stimme fing sie an zu singen: »*Der Knieknochen hängt am Wadenknochen ... der Wadenknochen hängt am ...*«

»Aber woher *wissen* sie, wie er ausgesehen hat? Woher wissen sie, dass er grün war? Auf dem Bild haben sie ihn grün gemacht. Guck. Guck, Edie.«

»Ich gucke ja«, sagte Edie missmutig, obwohl sie es nicht tat.

»Nein, du guckst nicht!«

»Was ich gesehen habe, reicht mir.«

Als Harriet ein bisschen älter wurde, neun oder zehn, verlegte

sich ihre Fixierung auf die Archäologie. Hier fand sie eine bereitwillige, wenn auch konfuse Diskussionspartnerin in ihrer Tante Tat. Tat war dreißig Jahre lang Lateinlehrerin an der örtlichen Highschool gewesen, und im Ruhestand hatte sie ein Interesse an diversen Rätseln der Antike entwickelt, von denen viele, wie sie glaubte, auf Atlantis zurückzuführen seien. Die Atlantier, behauptete sie, hätten die Pyramiden und die Monolithfiguren auf der Osterinsel errichtet; atlantische Weisheit sei die Erklärung für die trepanierten Schädel, die man in den Anden, und die modernen elektrischen Batterien, die man in den Gräbern der Pharaonen gefunden habe. Ihre Regale waren vollgestopft mit pseudowissenschaftlichen, populären Büchern aus den neunziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, die sie von ihrem gebildeten, aber leichtgläubigen Vater geerbt hatte, einem angesehenen Richter, der in seinen letzten Lebensjahren unentwegt versucht hatte, im Pyjama aus einem verschlossenen Schlafzimmer zu entweichen. Seine Bibliothek, die er seiner zweitjüngsten Tochter Theodora – sie hatte von ihm den Spitznamen Tattycorum oder kurz Tat erhalten – hinterlassen hatte, enthielt Werke wie *Die antediluvische Kontroverse*, *Andere Welten* und *Der Kontinent Mu: Fiktion oder Wirklichkeit?*

Tats Schwestern hatten nichts übrig für diese Forschungsrichtung: Adelaide und Libby hielten sie für unchristlich, Edie fand es einfach nur albern. »Aber wenn es so etwas wie Atlanta gegeben hat«, sagte Libby und runzelte die unschuldige Stirn, »warum steht dann nichts davon in der Bibel?«

»Weil es da noch nicht erbaut war«, sagte Edie ziemlich grausam. »Atlanta ist die Hauptstadt von Georgia. Sherman hat es im Bürgerkrieg in Schutt und Asche gelegt.«

»Oh, Edith, sei nicht so gehässig ...«

»Die Atlantier«, sagte Tat, »waren die Vorfahren der alten Ägypter.«

»Na, aber da hast du's. Die alten Ägypter waren keine Christen«, sagte Adelaide. »Sie haben Katzen und Hunde angebetet und so was.«

»Sie *konnten* keine Christen sein, Adelaide. Christus war noch nicht geboren.«

»Vielleicht nicht, aber Moses und all die andern hielten sich doch wenigstens an die Zehn Gebote. Sie sind nicht herumgelaufen und haben Katzen und Hunde angebetet.«

»Die Atlantier«, sagte Tat hochfahrend über das Gelächter ihrer Schwester hinweg, »die *Atlantier* wussten viele Dinge, die moderne Wissenschaftler heute noch gern in die Finger bekämen. Daddy wusste über Atlantis Bescheid, und er war ein guter Christ und besaß mehr Bildung als wir alle zusammen in diesem Zimmer.«

»Daddy«, brummte Edie, »*Daddy* hat mich immer mitten in der Nacht aus dem Bett geholt und gesagt, Kaiser Wilhelm kommt, und ich soll das Silber im Brunnen verstecken.« »Edith!«

»Edith, das ist nicht recht. Da war er krank. Nachdem er doch zu uns allen so gut war!«

»Ich sage nicht, dass Daddy kein guter Mann war, Tatty. Ich sage nur, dass ich diejenige war, die für ihn sorgen musste.«

»*Mich* hat Daddy immer erkannt«, sagte Adelaide eifrig; sie war die Jüngste und, wie sie glaubte, der Liebling ihres Vaters gewesen. Niemals ließ sie sich eine Gelegenheit entgehen, ihre Schwestern daran zu erinnern. »Er wusste bis zum Schluss, wer ich war. An dem Tag, als er starb, nahm er meine Hand und sagte: ›Addie, Honey, was haben sie mit mir gemacht?‹ Ich weiß nicht, warum um alles in der Welt ich die Einzige war, die er erkannte. Wirklich sehr komisch.«

Harriet schaute sich sehr gern Tats Bücher an, zu denen nicht nur die Atlantis-Bände gehörten, sondern auch etabliertere Werke wie Gibbon und Ridpaths *History* sowie eine Anzahl von Paperback-Liebesromanen, die in der Antike spielten und bunte Bilder von Gladiatoren auf dem Cover hatten.

»Das sind natürlich keine historischen Werke«, erklärte Tat. »Das sind nur leichte kleine Romane mit historischem Hintergrund. Aber es sind sehr unterhaltsame Bücher, und lehrreich sind sie auch. Ich habe sie immer den Kindern auf der Highschool gege-

ben, um sie für die Römerzeit zu interessieren. Mit den Büchern, die sie heutzutage alle schreiben, könnte man das wahrscheinlich nicht mehr tun, aber das sind saubere kleine Romane, nicht der Schund, den es heute gibt.« Sie wanderte mit einem knochigen Zeigefinger, die Knöchel arthritisch geschwollen, über die identischen Buchrücken. »H. Montgomery Storm. Ich glaube, er hat auch Bücher über die Regency-Periode geschrieben, unter einem Frauennamen, an den kann ich mich aber nicht mehr erinnern.«

Harriet interessierte sich überhaupt nicht für die Gladiatorenromane. Für sie waren das Liebesgeschichten in römischer Kostümierung, und sie konnte nichts ausstehen, was mit Liebe oder Romantik zu tun hatte. Das liebste unter Tats Büchern war ihr ein mächtiger Band mit dem Titel *Pompeji und Herculaneum: Die vergessenen Städte*, illustriert mit farbigen Stichen.

Und auch Tat hatte Freude daran, sich dieses Buch mit Harriet anzuschauen. Sie saßen auf Tats Manchestersofa und blätterten gemeinsam die Seiten um, vorbei an zarten Wandgemälden aus zerstörten Villen, vorbei an Bäckerständen, die mit Brot und allem, was dazugehörte, unter einer fünf Meter tiefen Ascheschicht tadellos konserviert waren, vorbei an gesichtslosen Gipsformen toter Römer, noch immer verrenkt in den beredten Posen des Leidens, in denen sie vor zweitausend Jahren im Glutregen auf das Kopfsteinpflaster gestürzt waren.

»Ich begreife nicht, warum diese armen Menschen nicht so klug waren, vorher zu flüchten«, sagte Tat. »Vermutlich wussten sie damals noch nicht, was ein Vulkan ist. Und ich nehme an, es war ein bisschen so wie damals, als der Hurrikan Camille an der Golfküste gewütet hat. Da gab es eine Menge törichte Leute, die nicht gehen wollten, als die Stadt evakuiert wurde, und sie saßen im Buena Vista Hotel herum und tranken, als wären sie auf einer großen Party. Ich sage dir, Harriet, sie haben noch drei Wochen lang ihre Leichen aus den Bäumen geangelt, nachdem das Wasser zurückgegangen war. Und vom Buena Vista war kein Stein auf dem andern geblieben. An das Buena Vista wirst du dich nicht erinnern,

Schatz. Da waren Skalare auf die Wassergläser gemalt.« Sie blät-
terte um. »Hier. Siehst du diesen Gipsabdruck von dem kleinen
Hund, der gestorben ist? Er hat noch einen Keks in der Schnauze.
Irgendwo habe ich eine hübsche Geschichte gelesen, die jemand
über genau diesen Hund geschrieben hat. In der Geschichte ge-
hörte der Hund einem kleinen pompejanischen Bettlerjungen, den
er liebte, und er starb, als er versuchte, ihm Proviant zu besorgen,
damit er auf der Flucht aus Pompeji etwas zu essen hätte. Ist das
nicht traurig? Natürlich kann das niemand genau wissen, aber es
ist doch ziemlich nah an der Wahrheit, meinst du nicht auch?«

»Vielleicht wollte der Hund den Keks auch für sich selbst.«

»Das bezweifle ich. Weißt du, dieser Keks war wahrscheinlich
das Letzte, was dieses arme Ding im Sinn hatte, als all die Leu-
te schreiend umherrannten und überall die Asche herabregnete.«

Tat teilte Harriets Interesse an der versunkenen Stadt aus
menschlicher Sicht, aber sie verstand nicht, weshalb Harriets Fas-
zination sich auch auf die unbedeutendsten und am wenigsten
dramatischen Aspekte des Untergangs erstreckte: auf zerbroche-
ne Gerätschaften, graue Tonscherben, verrostete Klumpen aus un-
kenntlichem Metall. Und ganz sicher war ihr nicht klar, dass Har-
riets besessene Vorliebe für Bruchstücke etwas mit der Geschichte
ihrer Familie zu tun hatte.

Wie die meisten alten Familien in Mississippi waren die Cle-
ves früher reicher gewesen als heute. Genau wie beim unterge-
gangenen Pompeji waren auch von diesen Reichtümern nur Spu-
ren übrig geblieben, und sie erzählten einander gern Geschichten
von ihrem verlorenen Vermögen. Manche davon entsprachen der
Wahrheit. Die Yankees hatten ihnen tatsächlich einen Teil ihres
Schmucks und ihres Silbers gestohlen, wenn auch nicht die un-
geheuren Schätze, denen die Schwestern seufzend nachtrauerten.
Richter Cleve hatte der Börsenkrach von 1929 übel mitgespielt,
und in seiner Senilität hatte er ein paar katastrophale Investitio-
nen getätigt, von denen die bemerkenswerteste darin bestand, dass
er den Großteil seiner Ersparnisse in ein verrücktes Projekt zur

Entwicklung des Autos der Zukunft gesteckt hatte – in ein Automobil, das fliegen konnte. Nach seinem Tod mussten seine Töchter bestürzt feststellen, dass der Richter einer der Haupteigner des bankrotten Unternehmens gewesen war.

Daher musste das große Haus, das seit seiner Erbauung im Jahr 1809 im Besitz der Familie Cleve gewesen war, in aller Eile verkauft werden, um die Schulden des Richters zu begleichen. Darüber trauerten die Schwestern noch immer. Sie waren dort aufgewachsen – wie auch der Richter selbst und seine Mutter und Großeltern. Was noch schlimmer war: Der Käufer verkaufte es postwendend an jemanden, der ein Altenheim daraus machte, und als dieses Altenheim seine Zulassung verlor, wandelte er es in Sozialwohnungen um. Drei Jahre nach Robins Tod war es bis auf die Grundmauern niedergebrannt. »Den Bürgerkrieg hat es überstanden«, sagte Edie verbittert, »aber am Ende haben es doch die Nigger bekommen.«

Tatsächlich war es Richter Cleve gewesen, der das Haus zerstört hatte, nicht »die Nigger«; fast siebenzig Jahre lang hatte er keine Reparaturen daran vornehmen lassen und seine Mutter in den vierzig Jahren davor auch nicht. Als er starb, waren die Fußböden verrottet, die Fundamente von Termiten zerfressen, und das ganze Gebäude stand kurz vor dem Einsturz, aber noch immer sprachen die Schwestern liebevoll von den handgemalten Tapeten – Rosenblüten auf eierschalenblauem Grund –, die aus Frankreich importiert worden waren, von den marmornen Kaminsimsen mit den gemeißelten Engeln und dem handgefädelten Kronleuchter aus böhmischem Kristall, von der Doppeltreppe, die eigens dazu erdacht gewesen war, das Feiern gemischter Feste zu ermöglichen: Die eine Treppe war für die Jungen, die andere für die Mädchen, und das Obergeschoss des Hauses war durch eine Wand geteilt, sodass mutwillige Jungen sich nicht mitten in der Nacht zu den Zimmern der Mädchen hinüberschleichen konnten. Sie hatten fast vergessen, dass die Jungentreppe an der Nordseite seit fast fünfzig Jahren keine Party mehr gesehen hatte, als der Richter starb, und

so wacklig gewesen war, dass man sie nicht mehr hatte benutzen können. Dass das Esszimmer von dem senilen Richter bei einem Unfall mit einer Paraffinlampe beinahe ausgebrannt worden wäre. Dass die Böden durchgingen, dass das Dach undicht war, dass die Stufen an der hinteren Veranda im Jahr 1947 unter dem Gewicht des Mannes von der Gasanstalt, der die Uhr hatte ablesen wollen, zersplittert waren und dass die berühmte Tapete sich in großen, schimmeligen Fladen vom Putz abschälte.

Amüsanterweise hatte das Haus »Drangsal« geheißen. Richter Cleves Großvater hatte es so genannt, weil er behauptete, dass der Bau ihn beinahe umgebracht hätte. Jetzt war nichts davon übrig außer den beiden Kaminen und dem moosbewachsenen Ziegelpfad. Das Ziegelpflaster war in einem verzwickten Fischgrätmuster angelegt, und der Pfad führte von den Fundamenten zur vorderen Treppe, wo auf einer Stufe fünf rissige Kacheln in verblichenem Delfter Blau den Namen CLEVE bildeten.

Für Harriet waren diese fünf holländischen Fliesen ein weit faszinierenderes Überbleibsel einer versunkenen Zivilisation als irgendein toter Hund mit einem Keks in der Schnauze. Für sie war das feine, wässrige Blau das Blau des Reichtums, der Erinnerung, das Blau Europas, des Himmels, und alle Drangsal, die sie daraus herleitete, leuchtete mit der phosphoreszierenden Pracht eines Traums.

In ihrer Vorstellung bewegte sich ihr toter Bruder wie ein Prinz durch die Räume dieses verlorenen Palastes. Das Haus war verkauft worden, als sie gerade sechs Wochen alt war, aber Robin war noch auf dem Mahagonigeländer heruntergerutscht (und wäre unten einmal, wie Adelaide erzählte, beinahe in die gläserne Porzellanvitrine gestürzt), und er hatte auf dem Perserteppich Domino gespielt, während die marmornen Engel mit ausgebreiteten Schwingen und schlauen, schwerlidrigen Augen über ihn wachten. Er war zu Füßen des Bären eingeschlafen, den sein Großonkel geschossen und ausgestopft hatte, und er hatte den Pfeil mit den verblichenen Häherfedern gesehen, den ein Natchez-Indianer

1812 bei einem Überfall im Morgengrauen auf seinen Ururgroßvater abgeschossen hatte und den man im Wohnzimmer in der Wand hatte stecken lassen, wo er hineingefahren war.

Von den holländischen Fliesen abgesehen, gab es nur noch wenige greifbare Artefakte aus »Drangsal«. Die meisten Teppiche und Möbelstücke und die gesamte feste Einrichtung – Marmorengel, Kronleuchter – waren in Kisten mit der Aufschrift »Verschiedenes« verpackt und an einen Antiquitätenhändler in Greenwood verkauft worden, der nur die Hälfte dessen bezahlt hatte, was sie wert waren. Der Schaft des berühmten Pfeils war in Edies Händen zerbröckelt, als sie ihn am Tag des Auszugs aus der Wand hatte ziehen wollen, und die winzige Pfeilspitze hatte sich allen Bemühungen, sie mit einem Spachtelmesser aus dem Putz zu graben, erfolgreich widersetzt. Der von Motten zerfressene ausgestopfte Bär war auf den Müll gewandert, wo ein paar Negerkinder ihn begeistert gerettet und an den Beinen durch den Schlamm nach Hause geschleift hatten.

Wie also war dieser ausgestorbene Koloss zu rekonstruieren? Welche Fossilien waren noch übrig, welche Spuren konnte sie verfolgen? Das Fundament war noch da, ein Stück weit außerhalb der Stadt, sie wusste nicht genau, wo, und irgendwie kam es darauf auch nicht weiter an. Nur einmal, an einem Winternachmittag vor langer Zeit, war man mit ihr dort gewesen, um es ihr zu zeigen. Auf ein kleines Kind machte es den Eindruck, als habe es ein Bauwerk getragen, das viel größer war als ein Haus – eine Stadt fast. Sie hatte eine Erinnerung daran, wie Edie (jungenhaft in ihrer Khakihose) aufgeregt von einem Zimmer zum andern gesprungen war. Der Atem war in weißen Wölkchen aus ihrem Mund gekommen, und sie hatte ihnen das Wohnzimmer gezeigt, das Esszimmer, die Bibliothek – aber das alles war nebelhaft im Vergleich zu der furchtbaren, furchtbaren Erinnerung an Libby in ihrem roten Automantel, wie sie, in Tränen aufgelöst, ihre behandschuhte Hand ausgestreckt, sich von Edie durch den knirschenden Winterwald zurück zum Auto hatte führen lassen, mit Harriet im Schlepptau.

Eine Ansammlung minderer Artefakte war aus »Drangsal« gerettet worden – Tischwäsche, Teller mit Monogrammen, eine wuchtige Anrichte aus Rosenholz, Vasen, Porzellanuhren, Esszimmerstühle, alles verstreut in ihrem eigenen Haus und in den Häusern ihrer Tanten: ungeordnete Fragmente, ein Schenkelknochen hier, ein Wirbelknochen da, mit deren Hilfe Harriet sich daranmachte, die abgebrannte Pracht, die sie nie gesehen hatte, zu rekonstruieren. Und diese erretteten Gegenstände verströmten warm ein ganz eigenes, heiteres altes Licht: Das Silber war schwerer, die Stickerei reicher, das Kristall zarter und das Porzellan von feinerem, erlesenerem Blau. Aber am beredtesten waren die Geschichten, die ihr überliefert wurden – verschwenderisch verzierte Stücke, die Harriet entschlossen noch weit prächtiger ausschmückte: zum Mythos vom verzauberten Alcázar, vom Feenschloss, das es nie gegeben hatte. Sie besaß in einem einzigartigen und Unbehagen erregenden Ausmaß jene Scheuklappensicht, die es allen Cleves ermöglichte zu vergessen, was sie nicht im Gedächtnis behalten wollten, und zu übertreiben oder sonst wie zu verändern, was sie nicht vergessen konnten. Während sie also das Skelett der ausgestorbenen Monstrosität, die einst das Vermögen ihrer Familie gewesen war, neu zusammensetzte, ahnte sie nicht, dass man sich an einigen der Knochen zu schaffen gemacht hatte, dass andere überhaupt zu anderen Tieren gehörten und dass viele der massigeren und spektakuläreren Knochen überhaupt keine Knochen waren, sondern Fälschungen aus Gips. (Der berühmte böhmische Kronleuchter zum Beispiel stammte keineswegs aus Böhmen. Er war nicht einmal aus Kristall. Die Mutter des Richters hatte ihn bei Montgomery Ward bestellt.) Und ihr war erst recht nicht klar, dass sie im Laufe ihrer Bestrebungen immer wieder über gewisse bescheidene, verstaubte Fragmente hinwegtrampelte, hin und her, die ihr, hätte sie sich die Mühe gemacht, sie zu untersuchen, den wahren – und ziemlich enttäuschenden – Schlüssel zu dem ganzen Gebäude offenbart hätten. Das mächtige, donnernd opulente »Drangsal«, das sie in ihrer Vorstellung so mühselig re-

konstruiert hatte, war nicht die Nachbildung irgendeines Hauses, das es je gegeben hatte, sondern eine Chimäre, ein Märchen.

Harriet brachte ganze Tage damit zu, das alte Fotoalbum zu studieren, das sich in Edies Haus befand (einem Haus, das Welten von »Drangsal« entfernt war, einem Drei-Zimmer-Bungalow aus den vierziger Jahren). Da war die dünne, schüchterne Libby, das Haar straff nach hinten gekämmt, farblos und jüngerlich schon mit achtzehn: Mund und Augen hatten etwas von Harriets Mutter (und von Allison). Als Nächstes die geringschätzigste Edie – neun Jahre alt, eine Stirn wie eine Gewitterwolke, die mit ihrem Gesichtsausdruck eine kleine Version ihres Vaters abgab, der finster blickend hinter ihr stand. Eine seltsame, mondgesichtige Tat, ausgestreckt in einem Korbsessel. Auf dem Schoß der verschwommene Schatten eines Kätzchens, unkenntlich. Baby Adelaide, die drei Ehemänner überleben sollte, lachte in die Kamera. Sie war die Hübscheste der vier, und auch sie hatte etwas an sich, das an Allison erinnerte, aber schon zeigte sich ein nörgelnder Zug an ihren Mundwinkeln. Auf den Stufen vor dem zum Untergang verurteilten Haus die holländischen Fliesen mit der Aufschrift CLEVE: gerade noch erkennbar und auch nur, wenn man genau hinschaute, aber sie waren das Einzige auf dem Foto, das sich unverändert erhalten hatte.

Harriets Lieblingsfotos waren die, auf denen ihr Bruder zu sehen war. Edie hatte die meisten davon gemacht, und weil es so schmerzlich war, sie anzuschauen, hatte man sie aus dem Album genommen und bewahrte sie separat auf; sie lagen auf einem Bord in Edies Wandschrank in einer herzförmigen Pralinenschachtel. Als Harriet mit ungefähr acht Jahren darauf stieß, war dies ein archäologischer Fund vom Rang der Entdeckung des Tutenchamun-Grabes.

Edie hatte keine Ahnung, dass Harriet die Bilder gefunden hatte und dass sie der Hauptgrund dafür waren, weshalb Harriet so viel Zeit bei ihr zu Hause verbrachte. Mit einer Taschenlampe ausgerüstet, hockte Harriet hinten in Edies muffigem Wandschrank

hinter den Rücken von Edies Sonntagskostümen und betrachtete sie; manchmal schob sie die Schachtel in ihren Barbie-Koffer und nahm sie mit hinaus in Edies Werkzeugschuppen, wo ihre Großmutter, froh, wenn ihr Harriet nicht im Weg stand, sie ungestört spielen ließ. Ein paarmal hatte sie die Fotos auch schon über Nacht mit nach Hause genommen. Einmal, als ihre Mutter schon im Bett war, zeigte sie sie Allison. »Schau«, sagte sie, »das ist unser Bruder.«

Auf Allisons Gesicht breitete sich fast so etwas wie Angst aus, als sie die offene Schachtel anstarrte, die Harriet ihr auf den Schoß gelegt hatte.

»Na los. Sieh sie dir an. Auf einigen bist du auch.«

»Ich will nicht«, sagte Allison; sie drückte den Deckel auf die Schachtel und schob sie zu Harriet zurück.

Es waren Farbfotos, verblichene Abzüge mit rosa angelaufenen Rändern, klebrig und eingerissen, wo man sie aus dem Album gelöst hatte. Sie waren mit Fingerabdrücken beschmiert, als hätte jemand sie oft in der Hand gehabt. Auf die Rückseite einiger Fotos hatte man schwarze Katalognummern gestempelt, weil die Bilder bei den polizeilichen Ermittlungen benutzt worden waren, und auf ihnen fanden sich die meisten Fingerabdrücke.

Harriet wurde nie müde, sie anzuschauen. Die Abzüge waren blaustichig, unirdisch, und die Farben waren mit dem Alter noch seltsamer und zaghafter geworden. Die traumerleuchtete Welt, auf die sie ihr einen Blick eröffneten, war magisch, in sich geschlossen, unwiederbringlich. Da war Robin bei einem Nickerchen mit seinem orangegelben Kätzchen Weenie. Hier tollte er auf großen Säulenveranden von »Drangsal«, schrie prustend vor Lachen in die Kamera. Da machte er Seifenblasen mit einem Schälchen Lauge und einem Röhrchen. Da war er ganz ernst in einem gestreiften Pyjama, da in seiner Pfadfinderuniform, die Knie durchgedrückt, begeistert von sich selbst. Hier war er viel kleiner, verkleidet für die Kindergartenaufführung *Der Lebkuchenmann*, in der Rolle eines gierigen schwarzen Vogels. Das Kostüm, das er da-

bei getragen hatte, war berühmt. Libby hatte Wochen mit Nähen zugebracht: ein schwarzes Trikot mit orangegelben Strümpfen, und vom Handgelenk bis zur Achsel und von der Achsel bis zu den Oberschenkeln waren Flügel aus federbesetztem schwarzen Samt angenäht. Ein Kegel aus orangegelber Pappe war als Schnabel über seine Nase gestülpt und festgebunden. Es war ein so schönes Kostüm, dass Robin es zwei Halloweens hintereinander getragen hatte, genau wie seine Schwestern nach ihm, und noch heute wurde Charlotte von Müttern aus der Nachbarschaft angerufen, die darum baten, es für ihre Kinder ausborgen zu dürfen.

Am Abend des Theaterstücks hatte Edie einen ganzen Film verknipst: mehrere Aufnahmen von Robin, wie er aufgereggt durch das Haus rannte; er flatterte mit den Armen, seine Flügel blähten sich hinter ihm, und eine oder zwei verlorene Federn wehten auf den riesigen, fadenscheinigen Teppich. Eine schwarze Schwinge, der schüchternen Libby um den Hals geworfen, der errötenden Näherin. Hier war er mit seinen kleinen Freunden Alex (als Bäcker, in einem weißen Kittel und mit Mütze) und dem schlimmen Pemberton, dem Lebkuchenmann persönlich, dessen kleines Gesicht dunkel war vor Wut über das würdelose Kostüm. Und wieder Robin, ungeduldig zappelnd, während seine kniende Mutter ihn festhielt und sich bemühte, einen Kamm durch sein Haar zu ziehen. Die verspielte junge Frau war unbestreitbar Harriets Mutter, aber eine Mutter, die sie nie gekannt hatte: beschwingt, bezaubernd, funkelnd vor Lebendigkeit.

Die Bilder schlugen Harriet in ihren Bann. Mehr als alles andere wünschte sie sich, sie könnte aus der Welt, die sie kannte, in ihre kühle, blaustichige Klarheit hinübergleiten, wo ihr Bruder lebte und das Haus stand und alle immer glücklich waren. Robin und Edie in dem großen, düsteren Wohnzimmer, beide auf Händen und Knien bei einem Brettspiel – sie konnte nicht erkennen, was es war, irgendein Spiel mit bunten Karten und einer farbenprächtigen Scheibe, die man kreiseln ließ. Und da waren sie wieder, Robin mit dem Rücken zur Kamera, wie er Edie einen dicken roten

Ball zuwarf, und Edie, wie sie komisch die Augen verdrehte, als sie losstürzte, um ihn zu fangen. Da blies er die Kerzen auf seiner Geburtstagstorte aus – neun Kerzen, der letzte Geburtstag, den er erleben würde; Edie und Allison beugten sich über seine Schulter, um ihm zu helfen, und ihre lächelnden Gesichter leuchteten im Dunkeln. Ein Delirium von Weihnachtsfesten: Tannenzweige und Lametta, Geschenke, die unter dem Baum hervorquollen, Kristallschalen mit Süßigkeiten und Apfelsinen und zuckerbestäubte Kuchen auf silbernen Platten, die Engel am Kamin mit Stechpalmengirlanden geschmückt, und alle lachten, und der Kronleuchter loderte in den hohen Spiegeln. Im Hintergrund, auf der Festtafel, konnte Harriet gerade noch das berühmte Weihnachtsgeschirr erkennen, umkränzt mit einem Muster aus scharlachroten Bändern und klingelnden Schlittenglöckchen, in Blattgold getrieben. Beim Umzug war es zerbrochen, die Packer hatten schlecht gearbeitet, und jetzt gab es davon nur noch zwei Untertassen und eine Sauciere. Aber auf dem Foto war alles noch da, himmlisch, prachtvoll, ein komplettes Service.

Harriet selbst war eine Woche vor Weihnachten geboren, mitten in einem Schneesturm, dem schwersten, den es seit Menschengedenken in Mississippi gegeben hatte. Es gab auch ein Bild von diesem Schneefall in der herzförmigen Schachtel: die zwei Ulmen vor »Drangsal«, blitzend von Eis, und Bounce, Adelaides längst verstorbener Terrier, wie er verrückt vor Aufregung den verschneiten Pfad hinunterrennt, seiner Herrin, der Fotografin, entgegen – mitten im Kläffen für immer erstarrt, die dünnen Beinchen verwischt, eine Schaumwolke von Schnee aufwirbelnd, ein Augenblick glorreicher Erwartung, ehe er seine geliebte Herrin erreichte. Im Hintergrund stand die Haustür offen, und Robin winkte dem Betrachter fröhlich zu, während seine schüchterne Schwester Allison sich an seine Hüften klammerte. Er winkte Adelaide zu, die das Foto gemacht hatte, und Edie, die seiner Mutter aus dem Auto half, und seiner kleinen Schwester Harriet, die er noch nie gesehen hatte und die an diesem schneehellen Weih-

nachtsabend aus dem Krankenhaus zum ersten Mal nach Hause gebracht wurde.

Harriet hatte nur zweimal Schnee gesehen, aber sie wusste ihr Leben lang, dass sie darin geboren war. An jedem Weihnachtsabend (es waren jetzt kleinere, traurigere Weihnachtsfeste, an denen sie sich in Libbys stickigem kleinem Haus mit den niedrigen Decken an der Gasheizung versammelten und Eierpunsch tranken) erzählten Libby und Tat und Adelaide die gleiche Geschichte: die Geschichte, wie sie sich in Edies Auto gezwängt hatten und hinüber ins Krankenhaus nach Vicksburg gefahren waren, um Harriet durch den Schnee nach Hause zu holen, am Weihnachtsabend.

»Du warst das schönste Weihnachtsgeschenk, das wir je bekommen haben«, sagten sie. »Robin war so aufgeregt. In der Nacht, bevor wir dich abholten, konnte er kaum schlafen, und bis vier Uhr morgens hat er deine Großmutter wach gehalten. Und als er dich das erste Mal sah, als wir dich ins Haus brachten, war er einen Augenblick still, und dann sagte er: »Mutter, du hast eindeutig das schönste Baby ausgesucht, das sie hatten.«

»Harriet war ein so braves Baby«, sagte Harriets Mutter wehmütig. Sie saß vor der Heizung und umklammerte ihre Knie. Wie Robins Geburtstag und sein Todestag war auch Weihnachten immer sehr schmerzlich für sie, und das wussten alle.

»War ich brav?«

»Ja, das warst du, Liebling.« Es stimmte. Harriet hatte nie geweint oder irgendjemanden auch nur einen Augenblick lang geplagt, ehe sie sprechen gelernt hatte.

Harriets Lieblingsbild in der herzförmigen Schachtel, das sie im Licht der Taschenlampe wieder und wieder betrachtete, zeigte sie und Robin und Allison vor dem Weihnachtsbaum im Wohnzimmer von »Drangsal«. Es war das einzige Bild, das sie kannte, auf dem sie alle drei zu sehen waren, und es war das einzige Bild von ihr, das im alten Haus ihrer Familie aufgenommen worden war. Es vermittelte keinerlei Vorahnung auf einen der vielen Schicksalsschläge, die bevorstanden. Der alte Richter würde einen Monat

später nicht mehr da sein, »Drangsal« würde für immer verloren gehen, und Robin würde im Frühling sterben, aber damals hatte das natürlich niemand gewusst. Es war Weihnachten, im Haus war ein neues Baby, alle waren glücklich und glaubten, sie würden ewig glücklich sein.

Auf dem Bild stand Allison, würdevoll in ihrem weißen Nachthemd, barfuß neben Robin, der die kleine Harriet auf dem Arm trug; in seinem Gesicht mischten sich Aufregung und Ratlosigkeit, als sei Harriet ein ausgefallenes Spielzeug und als wisse er nicht genau, wie er damit umgehen sollte. Der Weihnachtsbaum funkelte neben ihnen, und am Rande des Bildes spähten Robins Katze Weenie und der neugierige Bounce niedlich ins Bild, wie die Tiere, die gekommen waren, um Zeugen des Wunders im Stall zu sein. Über der Szene lächelten die marmornen Engel. Das Licht auf dem Foto war gebrochen, gefühlvoll, durchglüht von Katastrophen. Am nächsten Weihnachtsfest würde sogar Bounce, der Terrier, tot sein.

Nach Robins Tod veranstaltete die Erste Baptistenkirche eine Kollekte für ein Geschenk zu seinem Gedenken – eine japanische Quitte oder vielleicht neue Sitzkissen für die Kirchenbänke –, aber es kam mehr Geld zusammen, als irgendjemand erwartet hatte. Eins der sechs Buntglasfenster der Kirche, jedes mit einer Szene aus dem Leben Jesu, war während eines Wintersturms von einem Ast zerschmettert worden und seitdem mit Sperrholz vernagelt. Der Pastor, der schon nicht mehr geglaubt hatte, dass man sich ein neues Fenster werde leisten können, schlug vor, jetzt eins zu kaufen.

Einen beträchtlichen Teil des Geldes hatten die Schulkinder der Stadt zusammengetragen. Sie waren von Tür zu Tür gezogen, hatten Tombolen und Kuchenbasare veranstaltet. Robins Freund Pemberton Hull (der bei der Kindertagenaufführung den Lebkuchenmann gespielt hatte, mit Robin als Schwarzdrossel) hatte für das Denkmal seines toten Freundes fast zweihundert Dollar gespendet, eine Großzügigkeit, die ihm, wie der neunjährige

Pem behauptete, durch das Zerschlagen seines Sparschweins ermöglicht worden sei. Tatsächlich hatte er das Geld aus der Handtasche seiner Großmutter gestohlen. (Er hatte auch versucht, den Verlobungsring seiner Mutter beizusteuern und außerdem zehn silberne Teelöffel und eine Freimaurer-Krawattenspange, deren Herkunft niemand ermitteln konnte; sie war aber mit Diamanten besetzt und offensichtlich wertvoll.) Doch selbst ohne diese stattlichen Gaben war die Summe, die Robins Klassenkameraden zusammenbrachten, ziemlich hoch, und man schlug vor, statt das zerbrochene Glasbild von der Hochzeit zu Kana durch die gleiche Szene zu ersetzen doch lieber etwas anzuschaffen, mit dem man nicht nur Robin, sondern auch die Kinder ehrte, die so hart für ihn gearbeitet hatten.

Das neue Fenster, das anderthalb Jahre später unter den bewundernden Ausrufen der Ersten Baptistengemeinde enthüllt wurde, zeigte einen sympathischen, blauäugigen Jesus, der auf einem Felsblock unter einem Ölbaum saß, ins Gespräch vertieft mit einem rothaarigen Jungen mit Baseballmütze, der unverkennbar Ähnlichkeit mit Robin aufwies.

LASSET DIE KINDLEIN ZU MIR KOMMEN

lautete die Inschrift unter dieser Szene, und eingraviert auf einer Plakette darunter stand:

In liebevollem Gedenken an Robin Cleve Dufresnes
von den Schülern in Alexandria, Mississippi.
»Denn ihrer ist das Himmelreich.«

Ihr Leben lang hatte Harriet ihren Bruder strahlend in einer Reihe mit dem Erzengel Gabriel, Johannes dem Täufer, Maria und Joseph und natürlich Christus selbst gesehen. Die Mittagssonne flutete durch seine erhabene Gestalt, und die geläuterten Konturen seines Gesichts (Stupsnase, Elfenlächeln) leuchteten in der gleichen se-

ligen Klarheit. Es war eine Klarheit, die desto lichtvoller erschien, weil sie kindlich war, verwundbarer als Johannes der Täufer und die anderen; aber auch in diesem kleinen Gesicht lag jener heitere Gleichmut gegenüber der Ewigkeit – wie ein Geheimnis, das sie alle miteinander teilten.

Was genau war auf dem Kalvarienberg geschehen oder später im Grab? Wie konnte das Fleisch aus den Niederungen des Leids zu diesem Kaleidoskop der Auferstehung emporsteigen? Harriet wusste es nicht. Aber Robin wusste es, und das Geheimnis leuchtete in seinem verklärten Gesicht.

Christi eigener Übergang wurde – treffend – als Mysterium beschrieben, aber die Menschen waren sonderbar desinteressiert daran, ihm auf den Grund zu kommen. Was genau meinte die Bibel, wenn sie sagte, Jesus sei von den Toten auferstanden? War er nur im Geiste zurückgekehrt als eine Art unbefriedigendes Gespenst? Anscheinend nicht, wenn man der Bibel folgte: Der ungläubige Thomas hatte den Finger in die Nagelwunde in Seiner Handfläche gelegt. Er war durchaus handfest auf der Straße nach Emmaus gesehen worden. Er hatte sogar bei einem Seiner Jünger zu Hause einen kleinen Imbiss zu sich genommen. Aber wenn Er wirklich in Seinem irdischen Körper von den Toten auferstanden war, wo war Er dann jetzt? Und wenn Er alle so sehr liebte, wie Er es behauptete, warum musste dann überhaupt irgendjemand sterben?

Mit sieben oder acht war Harriet in die Stadtbibliothek gegangen und hatte nach Büchern über Zauberei gefragt. Zu Hause hatte sie empört festgestellt, dass sie nur Tricks enthielten: Bälle, die sich unter Tassen in Luft auflösten, Vierteldollarstücke, die den Leuten aus den Ohren fielen. Dem Fenster mit Jesus und ihrem Bruder gegenüber befand sich die Szene, in der Lazarus von den Toten auferweckt wurde. Immer wieder las Harriet die Lazarusgeschichte in der Bibel, aber diese Geschichte beantwortete nicht einmal die elementarsten Fragen. Was hatte Lazarus Jesus und seinen Schwestern über die Woche im Grab zu erzählen? Roch er noch schlecht? Konnte er wieder nach Hause gehen und weiter mit

seinen Schwestern zusammenleben, oder machte er den Leuten in seiner Umgebung Angst und musste deshalb vielleicht irgendwohin verschwinden und allein leben wie Frankensteins Ungeheuer? Sie kam nicht umhin zu glauben, dass, wenn sie, Harriet, dabei gewesen wäre, sie zu dem Thema sehr viel mehr zu sagen gehabt hätte als der heilige Lukas.

Vielleicht war alles nur erfunden. Vielleicht war Jesus selbst nicht von den Toten auferstanden, obwohl alle Welt es behauptete. Aber wenn Er wirklich den Stein beiseitegerollt hatte und lebend aus dem Grab getreten war, warum dann nicht auch ihr Bruder, den sie jeden Sonntag gleißend an Seiner Seite sah?

Dies war Harriets größte Obsession und die, aus der alle andern entsprangen. Denn eines wünschte sie sich mehr als »Drangsal«, mehr als alles andere: Sie wollte ihren Bruder wiederhaben. Und als Zweites wollte sie herausfinden, wer ihn ermordet hatte.

An einem Freitagmorgen im Mai, zwölf Jahre nach dem Mord an Robin, saß Harriet an Edies Küchentisch und las Captain Scotts Tagebuch über seine letzte Expedition in die Antarktis. Das Buch war zwischen ihrem Ellenbogen und einem Teller aufgestellt, von dem sie Rührei mit Toast aß. Sie und Allison frühstückten oft bei Edie, wenn sie morgens zur Schule gingen. Ida Rhew, die für das Kochen zuständig war, kam erst um acht zur Arbeit, und ihre Mutter, die ohnehin selten viel aß, nahm zum Frühstück nur eine Zigarette und gelegentlich eine Flasche Pepsi zu sich.

Aber dies war kein Schulmorgen, sondern ein Werktagmorgen zu Beginn der Sommerferien. Edie stand mit einer getüpfelten Schürze über dem Kleid am Herd und machte ein Rührei für sich. Es passte ihr nicht, dass Harriet am Tisch saß und las, aber es war leichter, sie einfach gewähren zu lassen, statt sie alle fünf Minuten zu maßregeln.

Das Ei war fertig. Sie drehte die Flamme ab und ging zum Schrank, um einen Teller zu holen. Dabei war sie gezwungen, über die Gestalt ihrer zweiten Enkelin hinwegzusteigen, die lang aus-

gestreckt bäuchlings auf dem Küchenlinoleum lag und monoton vor sich hinschluchzte.

Edie ignorierte das Schluchzen; vorsichtig stieg sie über Allison zurück und löffelte sich das Rührei auf den Teller. Dann ging sie sorgfältig um Allison herum zum Küchentisch, setzte sich der versunkenen Harriet gegenüber und fing schweigend an zu essen. Sie war viel zu alt für so etwas. Sie war seit fünf Uhr früh auf den Beinen, und sie hatte die Kinder bis obenhin satt.

Das Problem war die Katze der Kinder, die auf einem Handtuch in einem Pappkarton neben Allisons Kopf lag. Vor einer Woche hatte sie aufgehört zu fressen, und dann hatte sie angefangen zu jammern, wenn man sie aufhob. Sie hatten sie zu Edie gebracht, damit Edie sie untersuchte.

Edie verstand sich auf Tiere, und sie dachte oft, dass sie eine gute Tierärztin oder sogar Ärztin geworden wäre, wenn Mädchen so etwas zu ihrer Zeit getan hätten. Sie hatte zahllose Kätzchen und Welpen gesund gepflegt, hatte kleine Vögel aufgepäppelt, die aus dem Nest gefallen waren, und bei allen möglichen verletzten Geschöpfen die Wunden gesäubert und die gebrochenen Knochen gerichtet. Die Kinder wussten das – nicht nur ihre Enkel, sondern alle Kinder in der Nachbarschaft – und brachten ihr zusätzlich zu den eigenen kranken Haustieren auch noch jeden erbarmungswürdigen kleinen Streuner oder sonstiges Kleintier.

Aber so gern Edie Tiere hatte, neigte sie ihnen gegenüber nicht zur Gefühlsduselei. Und ebenso wenig konnte sie, wie sie den Kindern zu bedenken gab, Wunder wirken. Nachdem sie die Katze kurz untersucht hatte, die in der Tat teilnahmslos erschien, ohne dass ihr erkennbar etwas fehlte, hatte sie sich aufgerichtet und die Hände am Rock abgewischt, während ihre Enkelinnen sie hoffnungsvoll anschauten.

»Wie alt ist diese Katze eigentlich?«, fragte sie die Mädchen.

»Sechzehneinhalb«, sagte Harriet.

Edie bückte sich und streichelte das arme Ding, das mit wildem, jammervollem Blick am Tischbein lehnte. Sie hatte die Kat-

ze selbst gern. Es war Robins Kätzchen gewesen. Er hatte es im Sommer auf dem heißen Gehweg gefunden; halb tot hatte es dagelegen, die Augen fast geschlossen, und er hatte es behutsam in den gewölbten Händen zu ihr getragen. Edie hatte höllische Mühe gehabt, es zu retten. Ein Knäuel Maden hatte ein Loch in seine Flanke gefressen, und sie konnte sich noch erinnern, wie ergeben und klaglos das kleine Ding dagelegen hatte, als sie die Wunde in einer flachen Schüssel mit lauwarmem Wasser auswusch, und wie rosarot das Wasser gewesen war, als sie fertig war.

»Er wird wieder gesund, nicht wahr, Edie?«, sagte Allison, schon damals den Tränen nahe. Der Kater war ihr bester Freund. Nach Robins Tod hatte er sich ihr angeschlossen; er folgte ihr umher und brachte ihr kleine Geschenke, die er gestohlen oder erlegt hatte (tote Vögel, schmackhafte Brocken aus dem Abfall und einmal mysteriöserweise eine ungeöffnete Packung Haferkekse). Seit sie zur Schule ging, kratzte er jeden Nachmittag um Viertel vor drei an der Hintertür und wollte hinausgelassen werden, damit er zur Ecke hinunterlaufen und sie erwarten konnte.

Allison ihrerseits überhäufte den Kater mit mehr Zuneigung als jedes andere Lebewesen, Familienmitglieder eingeschlossen. Sie sprach unentwegt mit ihm, fütterte ihn mit Häppchen von Hühnerfleisch und Schinken von ihrem Teller, und nachts beim Schlafen durfte er seinen Bauch über ihren Hals drapieren.

»Wahrscheinlich hat er was gegessen, was er nicht vertragen hat«, meinte Harriet.

»Wir werden sehen«, sagte Edie.

Aber in den nächsten Tagen bestätigte sich ihr Verdacht. Dem Kater fehlte nichts, er war nur alt. Sie bot ihm Thunfisch an und versuchte, ihm mit einer Augenpipette Milch einzuflößen, aber der Kater schloss die Augen und spuckte die Milch als hässliches Schaumrinnsal zwischen den Zähnen aus. Am Morgen zuvor, als die Kinder in der Schule gewesen waren, hatte sie ihn in der Küche gefunden, wie er in einer Art Anfall zappelte, und da hatte sie ihn in ein Handtuch gewickelt und zum Tierarzt gebracht.

Als die Mädchen am Nachmittag bei ihr vorbeikamen, sagte sie: »Es tut mir leid, aber ich kann nichts tun. Ich war heute Vormittag mit dem Kater bei Dr. Clark. Er sagt, wir werden ihn einschläfern müssen.«

Harriet hatte die Nachricht relativ gleichmütig aufgenommen, überraschenderweise, denn sie rastete leicht aus, wenn ihr danach war. »Armer alter Weenie«, hatte sie nur gesagt und sich vor den Karton mit dem Kater gekniet. »Armer Miezekater.« Und sie hatte die Hand auf die bebende Flanke des Katers gelegt. Sie liebte ihn fast so sehr wie Allison, obwohl er wenig Notiz von ihr nahm.

Aber Allison war blass geworden. »Wie meinst du das, ihn einschläfern?«

»Wie ich es sage.«

»Das darfst du nicht. Das erlaube ich dir nicht.«

»Wir können nichts mehr für ihn tun«, sagte Edie scharf. »Der Tierarzt weiß es am besten.«

»Ich lasse nicht zu, dass du ihn umbringst.«

»Was willst du denn? Soll das arme Ding weiter leiden?«

Allison sank mit zitternder Unterlippe vor der Schachtel des Katers auf die Knie und brach hysterisch in Tränen aus.

Das war gestern Nachmittag um drei Uhr gewesen. Seitdem war Allison nicht von der Seite des Katers gewichen. Sie hatte nichts zu Abend gegessen, sie hatte Decke und Kopfkissen zurückgewiesen, sie hatte einfach die ganze Nacht auf dem kalten Fußboden gelegen und geheult und geweint. Edie hatte ungefähr eine halbe Stunde lang bei ihr in der Küche gesessen und versucht, ihr einen munteren kleinen Vortrag darüber zu halten, dass alles auf der Welt sterben müsse und dass Allison lernen müsse, das zu akzeptieren. Aber Allison hatte nur noch mehr geweint, und schließlich hatte Edie aufgegeben; sie war in ihr Zimmer gegangen, hatte die Tür zugemacht und einen Agatha-Christie-Roman angefangen.

Gegen Mitternacht, nach Edies Wecker auf dem Nachttisch, hatte das Weinen endlich aufgehört. Aber jetzt war sie wieder

voll dabei. Edie nahm einen Schluck Tee. Harriet war ganz in Captain Scott vertieft. Allison's Frühstück auf der anderen Seite des Tisches war unberührt.

»Allison«, sagte Edie.

Allison's Schultern bebten, aber sie antwortete nicht.

»Allison. Komm her und iss dein Frühstück.« Das sagte sie jetzt zum dritten Mal.

»Ich habe keinen Hunger«, war die gedämpfte Antwort.

»Jetzt hör mal zu«, fauchte Edie. »Ich habe wirklich genug. Du bist zu alt für ein solches Benehmen. Ich wünsche, dass du *augenblicklich* aufhörst, dich am Boden zu wälzen, und aufstehst und dein Frühstück isst. Jetzt komm schon. Es wird kalt.«

Dieser Tadel rief nur ein schmerzvolles Geheul hervor.

»Ach, um Himmels willen.« Edie wandte sich wieder ihrem Frühstück zu. »Mach, was du willst. Ich frage mich bloß, was deine Lehrer in der Schule sagen würden, wenn sie sehen könnten, wie du dich hier auf dem Fußboden herumrollst wie ein großes Baby.«

»Hör mal«, sagte Harriet plötzlich, und sie fing an, mit pedantischer Stimme aus ihrem Buch vorzulesen:

»Titus Oates ist dem Ende sehr nah, scheint es. Was er tun wird – oder was wir tun werden –, weiß Gott allein. Wir haben die Sache nach dem Frühstück erörtert; er ist ein tapferer, prächtiger Kerl, und er ist sich über die Lage im Klaren, aber ...«

»Harriet, keiner von uns interessiert sich im Augenblick sehr für Captain Scott«, sagte Edie. Sie hatte das Gefühl, selbst immer näher an das Ende ihrer Möglichkeiten zu kommen.

»Ich sage nur, dass Scott und seine Männer tapfer waren. Sie behielten ihren Mut. Sogar, als sie in den Sturm gerieten und wussten, dass sie alle sterben würden.« Und sie fuhr mit erhobener Stimme fort: »Wir sind dem Ende nah, aber wir haben unseren guten Mut nicht verloren und werden ihn auch nicht verlieren.«

»Ja, der Tod ist freilich ein Teil des Lebens«, sagte Edie resigniert.

»Scotts Männer liebten ihre Hunde und ihre Ponys, aber es

wurde so schlimm, dass sie jedes einzelne Tier erschießen mussten. Hör dir das an, Allison. Sie mussten sie *essen*.« Sie blätterte ein paar Seiten zurück und beugte den Kopf wieder über das Buch. »Die armen Tiere! Sie haben sich wunderbar gehalten, wenn man bedenkt, unter welch schrecklichen Umständen sie arbeiten mussten, doch es ist schwer, sie so töten zu müssen ...«

»Sie soll aufhören!«, heulte Allison auf dem Boden und presste sich die Hände auf die Ohren.

»Sei still, Harriet«, sagte Edie.

»Aber ...«

»Kein aber. Allison«, fuhr sie in scharfem Ton fort, »steh jetzt vom Boden auf. Mit Weinen wirst du dem Kater nicht helfen.«

»Ich bin die Einzige hier, die Weenie liebt. Allen andern ist er ega-ha-hal.«

»Allison. *Allison*. Einmal«, sagte Edie und griff nach dem Buttermesser, »hat euer Bruder eine Kröte gefunden und zu mir gebracht. Der Rasenmäher hatte ihr ein Bein abgeschnitten.«

Die Schreie, die daraufhin vom Küchenboden ertönten, waren so schrill, dass Edie glaubte, sie würden ihr den Kopf spalten, aber sie strich weiter Butter auf ihren Toast – der inzwischen kalt geworden war – und redete unbeirrt weiter. »Robin wollte, dass ich sie heile. Aber das konnte ich nicht. Ich konnte für das arme Ding nichts tun, außer es zu töten. Robin verstand nicht, dass es manchmal, wenn ein Geschöpf so leiden muss, am barmherzigsten ist, wenn man es von seinem Elend erlöst. Er hat geweint und geweint. Ich konnte ihm nicht begreiflich machen, dass die Kröte tot besser dran war als mit solchen schrecklichen Schmerzen. Natürlich war er viel kleiner als du heute.«

Dieser kleine Monolog hatte keine Wirkung auf die Person, an die er gerichtet war, aber als Edie aufblickte, nahm sie mit leisem Ärger zur Kenntnis, dass Harriet sie mit offenem Mund anstarrte.

»Wie hast du sie getötet, Edie?«

»So barmherzig, wie es ging«, sagte Edie knapp. Sie hatte der

Kröte mit einer Hacke den Kopf abgeschlagen – und überdies war sie unbedacht genug gewesen, es vor Robins Augen zu tun, was ihr leidtat –, aber sie hatte nicht vor, darauf näher einzugehen.

»Hast du draufgetreten?«

»Niemand hört auf mich«, platzte Allison plötzlich heraus. »Mrs. Fountain hat Weenie vergiftet. Ich weiß es. Sie hat gesagt, sie wollte ihn umbringen. Er ist immer in ihren Garten hinübergegangen und hat Pfotenabdrücke auf der Windschutzscheibe ihres Autos hinterlassen.«

Edie seufzte. Das alles hatten sie schon einmal durchgehechelt. »Ich kann Grace Fountain genauso wenig leiden wie du«, sagte sie. »Sie ist eine boshafte alte Krähe, und sie steckt ihre Nase in alles. Aber du kannst mich nicht davon überzeugen, dass sie die Katze vergiftet hat.«

»Ich weiß, dass sie es getan hat. Ich hasse sie.«

»Es tut dir nicht gut, so zu denken.«

»Sie hat recht, Allison«, sagte Harriet unvermittelt. »Ich glaube auch nicht, dass Mrs. Fountain Weenie vergiftet hat.«

»Wie meinst du das?«, fragte Edie und sah Harriet an; diese unerwartete Zustimmung kam ihr verdächtig vor.

»Ich meine, wenn sie es getan hätte, wüsste ich, glaube ich, davon.«

»Und woher willst du so etwas wissen?«

»Mach dir keine Sorgen, Allison. Ich glaube nicht, dass sie ihn vergiftet hat. Aber wenn sie es doch getan hat«, sagte Harriet und wandte sich wieder ihrem Buch zu, »wird es ihr noch leidtun.«

Edie hatte nicht die Absicht, diese Äußerung einfach so hinzunehmen, und wollte eben nachsetzen, als Allison von neuem loschrie, lauter als zuvor.

»Mir ist egal, wer es getan hat«, schluchzte sie und bohrte sich die Handballen heftig in die Augen. »Warum muss Weenie sterben? Warum mussten all diese armen Leute erfrieren? *Warum ist immer alles nur so furchtbar?*«

»Weil die Welt so ist«, sagte Edie.

»Dann ist die Welt zum Kotzen.«

»Allison, hör auf.«

»Nein. Ich werde nie aufhören, das zu denken.«

»Na, das ist eine sehr unreife Einstellung«, sagte Edie. »Die Welt zu hassen. Der Welt ist das egal.«

»Ich werde sie für den Rest meines Lebens hassen. Ich werde nie aufhören, sie zu hassen.«

»Scott und seine Männer waren sehr tapfer, Allison«, sagte Harriet. »Selbst als sie starben. Hör zu. ›Wir sind in einem verzweifelten Zustand – Füße erfroren etc. Kein Brennstoff, längst nichts mehr zu essen, aber es würde eurem Herzen wohl tun, in unserem Zelt zu sein, unsere Lieder zu hören und unsere fröhlichen Gespräche ...«

Edie stand auf. »Das reicht«, sagte sie. »Ich bringe den Kater zu Dr. Clark. Ihr Mädchen bleibt hier.« Ungerührt fing sie an, die Teller zusammenzustellen, ohne die neuerlichen Schreie vom Boden zu ihren Füßen zu beachten.

»Nein, Edie«, sagte Harriet und schob geräuschvoll ihren Stuhl zurück. Sie sprang auf und lief zu der Pappschachtel. »Armer Weenie«, sagte sie und streichelte den fröstelnden Kater. »Arme Mieze. Bitte bring ihn nicht gleich weg, Edie.«

Die Augen des alten Katers waren vor Schmerzen halb geschlossen. Kraftlos schlug er mit dem Schwanz an die Wand der Schachtel.

Halb erstickt vor Schluchzen, schlang Allison die Arme um ihn und zog seinen Kopf an ihre Wange. »Nein, Weenie.« Sie bekam einen Schluckauf. »Nein, nein, nein.«

Edie kam herüber und nahm ihr den Kater überraschend sanft ab. Als sie ihn behutsam hochhob, stieß er einen zarten und beinahe menschlichen Schrei aus. Sein graues Mäulchen, zu einem gelbzahnigen, starren Grinsen verzerrt, sah aus wie bei einem alten Mann, geduldig und vom Leid erschöpft.

Edie kraulte ihn zärtlich hinter den Ohren. »Reich mir das Handtuch, Harriet.«

